



Kaiser Wilhelm II (Deutscher Kaiser) Adolf Hitler (Deutscher Diktator)



1914

1939

EDUARD KLEINERT

KÄPPI UND HELM

Erinnerungen
eines alten Soldaten

Zürich 1955



Der Güterbahnhof in Basel, nachdem er am 3. März 1945 «verschenkt» von alliierten Bomben getroffen wurde, als Folge der Waffenlieferungen an die Wehrmacht
siehe u.a. hier

<https://2ndwarofswitzerland.ch/2ndwar/index.php/hauptmenu-1/gewoehnliche-facts-ueber-die-schweizer-elite-im-1000-jaehrigen-reich>

Druck: Gustav Höhn, Zürich
Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

1. Erste Dienstage

Die Erinnerungen gehen in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts zurück. Zurück in jene Tage, da ich den blauen Rock trug, da ich so viele reiche Erfahrungen sammeln konnte, so viele eindruckreiche Stunden im fröhlichen Kreise meiner Soldaten und Kameraden erleben durfte, sei es bei Sonne und Wind, in blühenden Frühlingstagen, in brennenden Sommerwochen, im fruchtebeladenen Herbst, in eisigen Winterstunden, im Jura oder Tessin, im Sarganserländchen oder in der blauen Herrschaft, bei witzigen Appenzellern oder seeländischen Bergbauern oder bei den Zürcher Winzern, in trauten Stuben oder im zügigen Tenn, gewesen.

Immer wurde es mir dabei bewusst: Dier Erde ist schön, das Leben lebenswert und dieses mannigfache Schweizervölklein ist hart an der Arbeit, sei es in der Werkstatt oder in der Lehrstube, auf dem Acker oder im Rebberg, in der Fabrik oder im Kontor. Auge und Nase sind über die Arbeit gebeugt und nur an einem Sonntag straffen sich die Rücken und zieht das Blau des Himmels auch in die Augen dieser werktätigen Menschen, nicht nur in diejenige der Träumer und Literaten.

* * *

Wie viele Namen, wie viele Gestalten ehemaligr Vorgesetzter werden wieder lebendig. Ich sehe sie wieder vor mir: den Oberstkörpskommandanten Wille, den spätem General, Oberstdivisionär Steinbuch, Oberstbrigadier Züblin, die Obersten Isler, Schmid, Reiser, Grimm, neben andern mehr.

Merkwürdig, welchen Einfluss eine Uniform auf den Menschen auszuüben vermag. Sie gibt ihm Halt, Rückgrat, Kraft, Verantwortung und Begeisterung – manchmal verführt sie leider auch zu Überheblichkeit und Dünkel. Dann ist es nicht gut und die Uniform kann viel seelischen Schaden anrichten.

Zu Beginn des Jahrhunderts begann es in der Zürcher Kaserne ein wenig zu prusseln. Ein gewisses unschweizerisches Gebaren erweckte in der zürcherischen Stadtjugend, ganz besonders in derjenigen links der Sihl, leicht eine antimilitaristische Einstellung. Allerlei Kräfte waren an der Arbeit, den Geist der Zersetzung und revolutionären Gedankengutes in ihr zu wecken. Auch ich drohte dieser sozialistisch-anarchistischen Einstellung zu unter-

liegen, da ich die Kost der Armen jeden Tag auszulöffeln hatte und diese nicht dazu angetan war, militärtaugliche und militärfreudige Rekruten heranwachsen zu lassen.

Und da geschieht das Merkwürdige: Der junge Mann, der mit einem leeren Wäschekorb und einem leeren Geldbeutel, mit Groll und Misstrauen in den grauen, trotzigem Sandsteinbau einrückt, dessen Tage heute nun auch gezählt sein dürften, wandelt sich, in den blauen Rock gesteckt, in einen freudigen Rekruten, der seine Montur zu lieben beginnt und seine 67 Dienstage ohne irgend welchen Anstand mit Taktschritt und Gewehrgriff, mit Schiessen und Patrouillengängen hinter sich bringt. Um das Käppi mit dem grünen Pompon hatte sich erfrischende Poesie gewoben. Am Ende der Rekrutenschule kehrt der junge Soldat schweren Herzens heim, am liebsten wäre er geblieben. Ungeduldig wartet er auf die Einberufung in die Unteroffiziersschule.

Wieso diese Wandlung? Wenn ich mich in jene Tage des Jahres 1908 zurückversetze, so wird es mir bewusst, dass diese Umstellung der Gesinnung vor allem durch meinen damaligen Kompagnieinstructor, Schützenmajor Bachmann von Schönenberg, bedingt war, einem einfachen grundbraven, typisch schweizerischen Offizier. Der «Feld-, Wald- und Wiesenstumpen» begleitete ihn von morgens früh bis abends spät, der grüne Waffenrock stand ihm gut, mit seinem Pferde und der Natur war er aufs Engste verwachsen. Der tiefere Grund meiner geistigen Wandlung aber lag wohl in mir selber. Die Uniform entsprang meinem Verlangen nach Form und Mass, nach Sauberkeit und Männlichkeit, obwohl es mir damals schon an Hand abschreckender Beispiele bewusst wurde, dass zu ihr auch Geist und Herz gehören. Es war mir klar geworden, dass angesichts des damaligen überbordenden unschweizerischen Gedankengutes der Sozialdemokratie, die Uniform der schweizerischen Armee nicht das Trennende zwischen Volk und Armee sein dürfe, sondern das Kleid, in dem schweizerischer Gemeingeist am besten geborgen und der schweizerische Staatsgedanke am klarsten zum Ausdruck kommen müsse. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, dass der junge Schweizer bei zunehmender ziviler Verweichlichung und Entmannung unbedingt einer männlichen, straffen Schule bedürfe. Ich lernte auch erkennen, in reiferen Jahren noch viel besser, dass unsere Armee die Einheit unserer eidgenössischen Mannigfaltigkeit darstelle und sie vor allem den schweizerischen Staatsgedanken in seiner heute unübertroffenen Form gebildet habe . . .

So wurde der kleine, mittellose Rekrut, der nichts als sein stürmisches Herz und seinen kleinen Verstand sein eigen nannte, begeisterter Soldat.

Im zweiten Band seiner Romanreihe «Alles in Allem» kommt Guggenheim auch auf die Einkleidung der neuen Rekruten zu sprechen. Im Dachstock der Kaserne wurden die Neulinge eingekleidet. «Sie schauten sich gegenseitig an und mussten lachen. Der viel zu weite Waffenrock schlotterte am Rekruten, das Schirmdach seiner Kopfbedeckung begrenzte seinen Blick; bleich, schmal und wie verängstigt schaute er darunter hervor, wanderte mit einer Gruppe Gleichgekleideter den endlosen Lattenverschlagen des Magazins entlang, einen mit roten Tierhaaren bedeckten Tornister unter dem Arm und einen blauen, schweren Kaputt, und alles roch nach Naphtalin, und das Leder war steif und neu, und fortwährend schlug ihm der eisenbeschlagene Kolben des ungeschickt angehängten Gewehres um die Beine. Sie kamen kaum mehr zum Schnaufen. Treppauf, treppab – kurze, hohe Granitstufen – endlose Gänge – hin und wieder zurück, so ging es den ganzen Morgen, bis sie schliesslich vor ihren eisernen Feldbetten standen, um ihre Zivilkleider in den Körbchen zu verstauen, die heute noch aus dem Hause mussten.»

Über die Uniform selbst liesse sich ein ganzes Buch schreiben. Für die Soldaten waren die damaligen Uniformen allerdings nicht nach Mass geschnitten. Man legte auf eine saubere, passende Uniformierung zu wenig Wert. Zu breite Hosen, zu weite Waffenröcke, zu grosse Käppi waren dazu angetan, den Soldaten zu einer Karikatur zu verunstalten. Die Offiziersuniform allerdings unterstand nicht den gleichen Gesetzen. Wohl gab es dazumal schon ein Kleiderreglement, das wie andere Reglemente dazu da war, umgangen zu werden. Als Ordonnanz galt für gewöhnlich, was einem passte und was einem Freude machte. Aber so oder so, der blaue Waffenrock, die ins hellblaue gehende Bluse der Infanterie, der hellblaue Waffenrock der Ärzte, der grüne der Kavallerie mit den breiten Epauletten, die mehr oder weniger hohe Mütze mit dem längeren oder kürzeren Dache, die lange Hose mit den schwarzen Lackschuhen oder den engen, eleganten Stiefeln mit Silbersporen, das Käppi mit den Silber- oder Goldstreifen, kleideten gut. Sogar der Feldprediger imponierte in seinem schwarzen Kleide mit dem dünnen Degen und dem Kreuze auf der Mütze.

Die Beinkleidung bereitete grössere Sorgen. Von den Hosenschonern mit der langen Exerzierhose gings zur Wadenbinde mit der Reiterhose, dann zur Gamasche bis zum Stiefel. Diese Art der Beinbekleidung wurde dann wieder abgeschafft, warum entzieht sich meiner Kenntnis. Mit dem Feldgrau traten noch mehr Variationen ein, Waffenröcke mit Taschen und ohne Taschen, mit Knöpfen und ohne Knöpfe, einmal golden, ein andermal kup-

fern, einmal mit dem Kreuz und einmal ohne Kreuz. Dafür trat man ins Zeitalter der Kränze, dass es nur so funkelte und glänzte. Wie viel soldatischer war die einfache Mütze mit den drei breiten Galons als Zeichen des eidgenössischen Obersten, wie viel männlicher der geschlossene Kragen mit seinen kleineren oder grösseren Sternen je nach Grad. Die graue Uniform wurde eine zeitlang weit- und brustoffener, die schwarze Kravatte liess den Zivilisten nicht vergessen und eine grosse Serie grauer Hosen, die leicht ins schimmelige stiessen, liessen den kaufmännischen Sinn unserer Lieferanten nicht in Vergessenheit geraten. Die graue Mütze untersteht noch heute den blühendsten Modetorheiten. Glücklicherweise haben wir, wie ich glaube, den Amerikanismus und eine stumpfe bornierte Verdemokratisierung unserer militärischen Bekleidung überwunden und unsere Wehrmänner werden wieder zu einfachen, aber adrett gekleideten Soldaten. Eine moderne Zeit kann über Etikette lachen, mit Recht, wenn sie zur Farce wird. Aber zum Wesen des Soldaten gehört eben einmal die geschlossene Uniform, wie zum Pfarrer der Talar, wenn er die Kanzel betritt, wie zum Arzt der weisse Mantel, wenn er seine Operationswerkzeuge zur Hand nimmt. Damit ist nicht gesagt, dass der Sattlermeister im weissen Mantel und der Liftboy in grauer Uniform herumwandeln müssen. Auch hierin sind eben im Laufe der Zeit die Grenzen verschoben worden.

Zur damaligen Zeit langte es dem Bunde auch noch für schöne schwarze Quartierschuhe, die man dem Rekruten gratis oder für wenig Geld abgab, später überbordeten eine zeitlang alle möglichen Arten gelber Halbschuhe mit roten und grünen Socken, heute scheint man auch hierin wieder etwas vernünftiger geworden zu sein. Man ist sich einfach bewusst, dass in diesen kleinen Dingen der Äusserlichkeit der Grund der militärischen Disziplin liegt und dass die Form wesentlich den Inhalt bestimmt.



Im Jahre 1910 rückte der kleine Soldat, diesmal ein wenig mehr im Wäschekorb tragend, in die Unteroffiziersschule ein. Wieder öffnete sich das Tor der Kaserne und wiederum nahmen ihn Drill, Schiessen und kleinere taktische Übungen in Beschlag. Schulkommandant war Oberstleutnant Reiser, auch er ein einfacher, schlichter und gerecht denkender Soldat, ein Typus des damals finanziell noch sehr schlecht bezahlten Instruktionsoffiziers. Als Platzkommandant von Zürich hatte er 1917 erstmals die undankbare Aufgabe, auf dem Helvetiaplatz gegen revolutionäre Jung-

burschen und ihrem Mädchenanhang seine Soldaten aufmarschieren zu lassen.

Ich bin sicher, er hat dies blutenden Herzens getan, ist mit aller Umsicht bei der Erfüllung seiner schweren und undankbaren Pflicht vorgegangen und wird deshalb auch von Guggenheim in seinem 2. Band «Alles in Allem» und auch von Inglin in seinem Roman «Schweizerspiegel» lobend erwähnt.

Im gleichen Jahre absolvierte ich den W. K. im Bataillon 67, dem damaligen Ämtlerbataillon, das interimistisch von Major Züblin, meinem späteren Brigadekommandanten, geführt wurde. Züblin, mit seinem Spitzbärtchen und zwei klugen, mit Ernst und Strenge beladenen Augen, war Soldat von der Sohle bis zum Scheitel, mit grossem taktischem Verständnis und einer gewaltigen Dosis von Draufgängertum ausgerüstet . . . Das Bataillon marschierte auf staubiger Strasse. Der Stundenhalt war gekommen, mit ihm aber auch der Befehl, oh Schrecken, zur Erstellung der Auslegeordnung. Das Bild bleibt mir unvergessen, wie da die «Schnapswäntelen» hoch im Bogen an die Strassenränder flogen und die Trinkflaschen sich ihres Alkohols entleerten. Pasteurisierte Milch kannte man nicht, sie zu trinken hätte man als unmännlich empfunden, die Schnapsflasche mit Bundesfusel gehörte zur Ausrüstung des Militärs, daran wagte niemand zu rütteln. Das Käppi mit dem dicken Silberstreifen und dem weissen Pompon, unter dem sich das strenge und furchtlose Gesicht mit den funkelnden Augen barg, belehrte uns eines bessern. Das Bataillon marschierte «erleichtert» weiter. Das Eingreifen in die heiligsten Rechte des schweizerischen Milizen hatte nicht geringes Aufsehen zur Folge.

* * *

Die Wiederholungskurse jener Jahre fanden für die Zürcher Truppen, die damals noch in einer Division zusammengefasst waren, –eine Aufteilung in andere Divisionen, wie es heute der Fall ist, hätte unweigerlich an der kantonalen Militärhoheit scheitern müssen – nur auf kantonalem Boden statt. Eine Verlegung in einen andern Kanton, wäre quasi einer Grenzverletzung gleichgekommen. Aber es hatte auch sein Gutes. Das Stadtkind lernte auf diese Weise die zürcherische Landschaft, mit ihren Schönheiten und Eigentümlichkeiten, mit ihren Sitten und Gebräuchen kennen: die schmucken, sauberen, von der Stadt noch nicht angefressenen Dörfer mit ihren behäbigen Landgasthöfen und einer biedereren, aufgeweckten Dorfbevölkerung, gruppiert in Männerchor, Turnverein, Damenriege, Töchter-

chor und Schützengesellschaft, die alle da waren, wenn es galt, einen gemütlichen Samstagabend mit der Mannschaft zu organisieren und durchzuführen. Dafür durften sie dann am darauffolgenden Feldgottesdienst auch dabei sein und den dünnen Soldatengesang verstärken und verschönern helfen.

Wie viel Poesie hat der kleine Soldat in sich getrunken, wie gross und schön wurde ihm seine Heimaterde auf Kantonnementswache bei einer einfachen Stallaterne, da er seinen schlafenden Kameraden studieren konnte, oder auf Feldwache bei einbrechender Nacht, und dem ans Herz greifenden «Gesang» der Käuze. Wie unheimlich konnte das Tagesgrauen sein, wenn Feld und Wald im dichten Nebelkleide verschlungen waren und das Dämonenhafte, das Unheimliche und Verborgene der Natur den übernachtigten Menschen an die Brust griff und man jeden Baum, jedes Gesträuch als den auf sich einstürmenden Feind ansah. Und wie manchmal schrillte der Ruf durch die Nacht: «Halt, wer da?, wenn längs der einfallenden Hecke eine im Freien übernachtende Kuh sich bewegte. Die Gedanken des kleinen Soldaten wanderte in die Schulstube zurück, da er die Verse Goethes gelernt hatte:

«Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.»

Wirklich es war so:

«Die Winde schwingen leise Flügel,
umsausten schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer» . . .

und früh morgens zitterten die jungen braven Eidgenossen, wenn die ersten blinden Schüsse aufknallten, als gälte es jetzt ernst.



Über die Inf. Off. Schule des Jahres 1910 liesse sich ein ganzes Buch schreiben. Die Aspirantenmütze, die breiten Unteroffiziersschnüre auf dem blauen Waffenrock mit den zweireihigen Silberknöpfen und dem erhöhten roten Kragen, die weissen Handschuhe und die gebügelte Hose A prägten den damaligen Offiziersanwärter. Die Schule rekrutierte sich vor allem aus Akademikern, einigen wenigen Primarlehrern und etlichen Kaufleuten. Eine

aufgeschlossene Jugend vereinigte sich in guter Kameradschaft. Streberei war verpönt. Geschlaucht wurde nicht. Den späteren «Schlauchmeister» hätten wir übrigens nicht «akzeptiert»! Die Herren Instruktoren gaben sich Mühe, uns zu selbstdenkenden, geistig gewandten Offizieren zu erziehen. Körperliche Ertüchtigung wurde nicht vernachlässigt, man gab jedoch dem Geist den Vorzug, im Vordergrund stand die Erziehung zu einer klaren, zielsicheren Offiziersgesinnung. Unsere Aspirantenschule wurde vom damaligen Kreisinstruktor, dem Obersten Isler, einem wortkargen, strengen, verschlossenen und deshalb gefürchteten Offizier kommandiert, dessen Bruder damals Waffenchef der Infanterie war. Ihm zur Seite standen Oberst Albert Schmid, Oberstleutnant Reiser, Major i. G. Hediger, Kdt. der fahrenden Mitr. Abt. 5, die Hauptleute Moser, Steiger und Wille, dieser dem Generalstab zugeteilt. Die breiten roten Hosenstreifen flossten uns besondere Achtung ein. Es waren alle Offiziere eigener Prägung, ergänzten sich aufs Beste und hoben unsere Stimmung, sei es durch den Verbrauch verschiedener Parisisenne-Päckchen im Tag, sei es durch ein urchiges Berndeutsch mit verrostetem Säbelstummel, wofür natürlich der Putz verantwortlich war, sei es durch die Eleganz des Auftretens, oder die Brillanz des Geistes.

Die Kameradschaft unter uns Offiziersschülern war wie bereits betont eine sehr gute und behauptete sich alle späteren Jahre hindurch. Wir freuten uns besonders auf die Reitstunden, wo es hie und da sehr urchig und fluchend zuzug und auf die späteren Ausritte, allwo unsere Rösslein auf der Allmend mit uns Reitern unbarmherzigen Schabernack trieben und nur eine feste Halsumarmung uns vor dem sicheren Sturz retten konnte. Ein Zückerlein zur rechten Stunde kann auch beim Pferde Wunder wirken! Wir hatten selbstverständlich auch grosse Freude an den taktischen Übungen in Gottes schöner Welt und an den gemeinsam verlebten frohen Klassenabenden. – Am Schlusse der Schule waren wir alle trinkfest geworden. Alkohol verstanden wir in rauhen Mengen einzunehmen, liessen uns jedoch nicht von ihm bezwingen. Tee, Sorbet, Eis und alle diese heute en vogue stehenden Drinks kannten wir noch nicht. Bier und Wein galten einzig als männliche Getränke! Deshalb verfehlten wir den Weg keineswegs. Im Zivil trat an Stelle des galonierten Käppis – übrigens was für eine stolze militärische Kopfbedeckung war doch dieses Käppi! – der Doktorhut oder das Diplom als Zahnarzt, Ingenieur, Architekt, Gymnasiallehrer oder der Ausweis des zeichnenden Redaktors oder des selbständigen Unternehmers. Darf ich nur wenige Namen nennen? Aus dem kleinen Aspiranten Ernst wurde der berühmte E.T.H.-Professor für deutsche Literatur, aus dem ruhig überlegen-

den Gut der spätere Redaktor der Zürichseezeitung und geschätzte Nationalrat, aus dem jungen Steinbuch ein in die Zukunft weisender Ingenieur, der leider viel zu früh vom Tode dahingerafft wurde. Meine noch lebenden Kameraden werden mir gewiss nicht grollen, wenn ich sie nicht bei Namen genannt habe, sie die doch alle heute noch in leitender Stellung sind.

Gegen das Ende der Schule gewann in uns die Überzeugung immer stärker zu werden, dass wir »ausgelernt« wären. Wir hatten den militärischen Sättigungsgrad erreicht und sahen dem Tag der Entlassung mit Sehnsucht entgegen. Die Beförderung zum Leutnant erfolgte auf Ende des Jahres. Den zeremoniellen Handschlag mit väterlicher Ansprache vom zuständigen Militärdirektor oder andern, sich berufenglaubenden Herren kannten wir noch nicht.



Eines Ereignisses muss ich noch gedenken. Die Inspektion der Schule sollte durch Oberstkorpskommandant Wille abgenommen werden. Wir waren alle gespannt, den berühmten Offizier einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Von ihm wussten wir, dass er seine ganze militärische Laufbahn dazu verwendet hatte, um aus dem schweizerischen Militärverein eine brauchbare Armee zu schaffen, was er als weitsichtiger, ausserordentlich intelligenter und geistig hochstehender Offizier für seine primäre Aufgabe hielt und wofür das Schweizervolk ihm zu Beginn des ersten Weltkrieges nur aus tiefstem Herzen danken konnte.

Der Inspektionstag war herangerückt. An minutiösen Vorbereitungen hatte es wahrlich nicht gefehlt. Befehlsgemäss flatterte die Schweizerfahne auf dem Kasernendach, als der korpulente, in seinem Auftreten sehr bescheidene, mit dem im Mundwinkel steckenden Stumpen erschien. Dann ging es los!

«Herr Oberstkorpskommandant – Aspirant Stramm, beim Gewehrgriff üben; Herr Oberstkorpskommandant – Aspirant Schneid, beim Laden und Entladen», hallte es über den Kasernenplatz mit spitziger, übertrieben hochgeschraubter Stimme. Absätze wurden zusammengeschlagen, Gewehrgriffe geschmettert, Drehungen abgerissen – der Herr Inspektor verzog keine Miene, sprach kein Wort. Kein Beteiligter wusste, ob er mit dem Gesehenen zufrieden, ob er mit dieser Art von Drill einverstanden, ob er mit dieser übertriebenen Geschäftigkeit einig ging. Dies haben später seine Herren Instruktoren erfahren. Seiner Kritik fehlten sehr wahrscheinlich die sarkastisch-witzigen Randbemerkungen nicht.

Als wir uns später zum letzten Male im grossen Theoriesaal versammelten, auf eventuelle Fragen aus dem Dienst – oder einem andern Reglement gefasst, entliess uns Wille mit den kurzen Worten: «Meine Herren, seien Sie als Leutnant Gecks, sonst sind Sie als Oberste Schweinehundel!» Damit fuhr die Hand des Herrn Inspektors lässig zum Mützenrand – wir waren entlassen und machten wohl alle verduzte Gesichter. Noch höre ich die schnarrende Stimme, als wäre es gestern gewesen. Die Worte blieben mir stets gegenwärtig, enthielten sie doch eine tiefe Lebensweisheit und zeugten sie von einer ausserordentlich guten Menschenkenntnis.

Ende des Jahres wurden wir also zum Leutnant der Infanterie befördert. .



Es kam im Jahre 1911 das sogenannte Abverdienen des Grades. Der Sommer war heiss und ein guter Tropfen reifte in den schweizerischen Rebbergen. Auf der Allmend Wollishofen dagegen perlte der Schweiss. Mit geschlossenem Kragen wurde bei unbarmherziger Sonne exerziert. Wir jungen Offiziere suchten aus den Rekruten, zugegeben hie und da ebenfalls erbarmungslos, die letzten Kräfte herauszuholen. Die Linientaktik feierte damals noch ihre Triumphe. Sie war so recht dazu angetan, die Mannschaft und sich selbst zu «schlauchen». Aus allen Formationen wurde das Ausbrechen geübt – zuletzt mit Vollpackung. Wie da die Riemen in das Fleisch einschneiden konnten und der Tornister in teuflischer Freude immer schwerer wurde! Und wehe, wenn einer nicht mehr mitkam und glaubte, seine Kräfte würden ihm versagen! Er wusste, dass er es mit den beiden «Jagdhunden», den Führern rechts und links zu tun bekam.

«Halt, liegen, zum Schuss fertig, feindliche Schützenlinie am Waldrand links vom hohen Kamin, Visier 600, Feuern!» – «Halt, sichern, bereit machen zum Sprung, auf, mir nach!» – so lauteten die Befehle, die man, wenn geschlaucht werden sollte, in immer rascherer Folge ausgeben konnte. Wollte man die Reinigungsarbeiten ausdehnen, und seine Rekruten mit Schmutz und Lehm bekannt machen, dann hiess es nochmals «Halt liegen», in die grössten Pfützen hinein, aus denen dann allerdings die weissen Handschuhe rabenschwarz herauskamen. Denn ein Exerzieren ohne Handschuhe gab es für Offiziere bei heissem oder regenschwerstem Wetter nicht.

Hals und Lunge ausgetrocknet, wurde zwischen 15 und 16 Uhr von der Allmend eingerückt, von der Stauffacherbrücke an mit geschultertem Gewehr und vor der Kaserne mit klopfendem Taktschritt. Dann galt es noch

das letzte Hindernis zu nehmen, nämlich die unzähligen Stufen der harten Kasernentreppen. Die schwankenden Kniee durften einige Minuten auf der Pritsche ausruhen, bis der Pfiff des Feldweibels zum innern Dienst rief, der in gleicher Disziplin und Ordnung wie der Felddienst zu erfolgen hatte. Das Rufen und Brüllen fand kein Ende. «Herr Leutnant, Füsilier Knecht beim Schuhe reinigen!» – «Herr Leutnant, Füsilier Lämmli, beim Waschen der Hosenstösse!» Und bald folgte hinter diesen Meldungen der schnarrende Ton des Korporals: «Pressiere, pressiere ----- »

War dann das Pressieren beendet, so wurden die Züge geschlossen in die Kantine zum Nachtessen geführt, das Abend für Abend aus Wasserkaffee, Brot und Käse, hie und da auch einmal aus Erbsenmus mit dünner Schokolade, oder aus irgend einem Brei mit gedörrten Zwetschgen bestand. Was war da besser, als das Ganze mit einem kräftigen Bier hinunterzugurgeln!

Um 19 Uhr sah man die Züge im Eilschritt aus dem Kasernentor zum Hauptverlesen herausschiessen. Der bekannte Tagesbefehl wurde zum so und sovielten Male heruntergeleiert, hie und da stach einer mit dem Kaputt und dem umgehängten Brotsack, heraus, der seinen Abendspaziergang in den Arrest anzutreten hatte.

Der Ausgang dauerte bis 21 oder 21.30 Uhr, um 22 Uhr war Lichterlöschen, dann folgte nach einer reichlichen Platte von Witzten und Zoten ein mehr oder weniger erquickender Schlaf, bis um 5 Uhr morgens der Dienstrummel aufs Neue begann, sofern nicht der Besen am Bett den jungen Soldaten zum Küchendienst abkommandierte, bei welcher auch der stud. jur. oder stud. phil., einmal mit Kesselputzen und Kartoffelschälen näher bekannt wurde und an seinen fettigen Fingern noch lange Freude haben konnte.

Truppe und Offiziere waren froh, wenn das Rekrutenbataillon formiert wurde, das Pflaster von Zürich mit einer Dorfstrasse und die graue Kaserne mit einem Kantonement vertauscht werden konnten! Jetzt erst war man Soldat. Jetzt erst bewahrheitete sich das altbekannte Lied: «Soldatenleben, ja das heisst lustig sein!»

2. Kaisermanöver 1912

Hauptmann Kollbrunner, ein bekannter Mediziner aus Zürich, von grosser, dünner Gestalt, auf der ein kleiner, aber intelligenter und witziger Kopf mit zwei gütigen Augen sass, führte das Kommando der Füs. Kp. II / 63. Als Zugführer waren ihm unterstellt Oberleutnant Hasler, später Bundesrichter und Oberst, Oberleutnant Gerber, ein Kunsthistoriker und Beamter des Landesmuseums Zürich, Leutnant Frick, der spätere Korpskommandant und Ausbildungschef der Armee und der Schreibende.

Es war im Jahre 1912, da das 3. Armeekorps die sogenannten Kaisermanöver durchführte. Die Kompagnie lag im Vorkurs in Illnau. Nach damaligem Muster wurden die Tage grösstenteils mit Einzelausbildung totgeschlagen. Einen Vormittag lang standen die Truppen in Linie aufgelöst und übten Achtungstellung, Taktschritt, Drehungen und Gewehrgriff, Laden und Entladen in den drei bekannten Stellungen. Die einzige Waffe des Infanteristen bildete noch das Langgewehr, das weit mehr zum Drill als zum Schiessen Verwendung fand. Der bestgedrillte Zug verhalf dem Leutnant zur besten Qualifikation und legte ihm den Marschallstab in seinen dünnen Tornister. So übten wir denn auch an einem grauen Oktober-Vormittag den längst eingeübten Gewehrgriff, einzeln, in Gruppen, im Zug, als uns die Alarmbotschaft erreichte, die Kp. werde noch am gleichen Vormittag von deutschen Offizieren inspiziert. Wir sahen dieser Besichtigung mit aller Ruhe entgegen. Nach unserer unmassgeblichen Ansicht klappte alles aufs Beste und wie wir später erfuhren, hatten wir gut abgeschnitten.

Im Jahre 1912 wurde das Füsilier- Bataillon 63, eine vorzügliche Winterthurertruppe, von Major Bodmer, kommandiert, die Division führte Oberstdivisionär Steinbuch und das 3. Armeekorps Oberstkorpskommandant Wille, der 1914 zum General gewählt wurde. Die Division marschierte über die Hultfegg, um einen in der Ostschweiz eingedrungenen und bereits im Toggenburg stehenden Feinde wieder zurückzudrängen. In der Morgenfrühe des entscheidenden Tages kam unser Reservebataillon auch noch zum Einsatz. Bei Liechtenstein stiessen wir auf den «Feind», es waren hartnäckige und stiernackige Appenzeller, die in ihren Stellungen den Heldentod sterben wollten. Das Signal «Gefechtsabbruch» machte einer wüsten und gefährlichen Schiesserei glücklicherweise ein Ende, sonst wären Tote und Ver-

wundete nicht ausgeschlossen gewesen, so erbittert waren Appenzeller und Zürcher hintereinander geraten.

Auf der Höhe von Wil war in Anwesenheit des deutschen Kaisers die Manöverbesprechung für die höheren Offiziere. Da wir Zugführer den deutschen Kaiser Wilhelm II. auch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen wollten, beschlossen wir, uns ebenfalls auf die besagte Höhe zu begeben. Unsere Sehnsucht wurde gestillt und die schnarrende Stimme des Übungsleiters hatten wir auch gehört.

Inglin in seinem Roman «Schweizerspiegel» schildert uns in seinem Vorwort Atmosphäre und Ablauf dieser Kaisermanöver in bunten Bildern. Über Kaiser Wilhelm lesen wir auf Seite 10: «Vom vollen Schein der Sonne getroffen, die sich aus den östlichen Randnebeln erhoben hatte, blieb er in grossartiger Haltung über dem Volke stehen, die behandschuhte Linke auf dem Säbelkorb, in der Rechten leicht, ja anmutig gesenkt den Stab eines Feldmarschalls, die linke Brustseite mit Orden geschmückt, den Kopf mit dem steilen Käppi ein wenig nach rechts gedreht; man erkannte seinen Schnurrbart, dessenforsch aufgerichtete Enden nach den ausgeprägten Backenknochen zielten, seine schönen Augen mit dem stolzen Ernst im Blick, sein ganzes, männlich straffes und selbstbewusstes Gesicht, das berühmteste Gesicht dieser Zeit. Ihm gegenüber stellt Inglin die Gestalt des damaligen Bundespräsidenten Ludwig Forrers: «Eine stattliche Gestalt in dunklem Mantel und breitkrepfigem Filz, auf dem klugen, von Kinn- und Backenbart umbuschten Gesicht einen Ausdruck besorgter Würde, eine ausgesprochen bürgerliche Gestalt, die zum höchsten deutschen Soldaten den stärksten Gegensatz bildete . . .» Noch ein drittes Bild: «Verschiedene fremde Offiziere liessen sich von Oberst Sonderegger, dem jugendlich schneidigen Stabchef Willes, über die Lage unterrichten. Man erkannte den französischen General Pau und die mächtige Gestalt des schwarzbärtigen Burengenerals Beyer, man sah den österreichischen Feldmarschall von Dankl im Gespräch mit Oberst von Sprecher, dem grossgewachsenen hageren Chef des schweizerischen Generalstabs und freute sich am Anblick des kaiserlichen Gefolges. Die Herren Generaladjutanten von Plessen und von Lynker, General Hüne, der Graf zu Eulenburg und der Fürst zu Fürstenberg mit ihren Orden, reichen Schnurgarnituren und glänzend beschlagenen Pickelhauben bildeten, ange-regt von der guten Stimmung ihres Herrn, eine offensichtlich wohlgelaunte und eindrucksvolle Gruppe. Abseits mit dem Fernglas vor Augen stand General von Moltke.»

Die vier Zugführer hatten erlauchte Herren «geschaut», aber ihre Kom-

pagnie verloren. Die Truppen waren in ihre Demobilmachungsplätze abmarschiert und so bummelten die «vier» allein nach Winterthur. Hier hatten die Züge bereits mit ihren Demobilmachungsarbeiten begonnen. Es ging auch ohne Offiziere. Der Bat. Kdt. war nicht der gleichen Meinung. Für unser disziplinwidriges Verhalten musste er uns nach Entlassung der Truppe zwei Tage Arrest verhängen. Wir aber glaubten ihm diese Arrestverhängung von Anfang an nicht, meldeten uns jedoch folgenden Tags feldmarschmässig ausgerüstet und das Käppi auf dem Kopf zum Arrest – und wurden in Anbetracht «der geleisteten Dienste» nach Hause entlassen . . .

Major Bodmer wurde in der Folge zum Oberstleutnant befördert und zum Kommandanten des Inf. Reg. 26 ernannt, das er während des 1. Aktivdienstes mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und strengster Pedanterie führte. Es schien mir immer, als hätte der brave Offizier das Lachen verloren. Daneben war Bodmer eine absolut zuverlässige und mit sich selbst strenge Soldatennatur, die keine Strapaze noch Mühsal scheute. Als Oberst wurde er zum Stadtkommandanten von Zürich ernannt, nachdem er Jahre zuvor unsichtiger Platzkommandant der gleichen Stadt gewesen war.

Aktivdienst 1914-1918

Am 1. August 1914 erliess das Schweizerische Militärdepartement im Auftrage des Bundesrates folgendes Kriegsmobilmachungs - Telegramm: «3. August ist erster Mobilmachungstag. Einzurücken haben: alle Divisionen, die Festungsbesatzungen, alle Armeetruppen von Auszug und Landwehr, alle Spezialtruppen des Landsturmes. Sämtliche Gemeinden stellen die Pferde und Wagen gemäss Pferdestellungsbefehl auf den Einsatzungsplatz.» Gezeichnet war das Telegramm von Bundesrat Decoppet.

Am Vormittag des 3. August trat in Bern die Bundesversammlung zusammen, die dem Bundesrate unbeschränkte Vollmachten erteilte und abends 8 Uhr nach ziemlich schweren Auseinandersetzungen in den Fraktionen und mit welschen Parlamentariern Oberstkorpskommandant Ulrich Wille, den Reorganisator unserer Armee, zum General wählte. Die Wahl löste in den Offizierskreisen der damaligen 5. Division ungeheuren Jubel und grösste Befriedigung aus. Wir kannten Wille als den geistvollen und kraftvollen militärischen Führer, der bis zur Stunde einen unerschrockenen Kampf für die Weiterausbildung der Armee und eine bessere, modernere Ausrüstung gekämpft hatte. Wir wussten, wie er seine letzte Kraft einsetzte, um aus unsern Milizen Soldaten im besten Sinne des Wortes zu machen. Mit seinem graden Sinn, seiner Offenheit und seinem absoluten Mangel an schleichender Diplomatenkunst, war es ihm allerdings nicht beschieden, sich eine ausserordentliche Popularität zu erhaschen, woran es ihm übrigens gar nicht gelegen war. Die Truppe war aber davon überzeugt, dass sie ein hochintelligenter, hochgebildeter und militärisch auf der Höhe seiner Aufgabe stehender Offizier führte, dem unter seiner schlichten Uniform – die Goldkränze waren damals noch nicht bekannt – ein gutes und warmfühlendes Herz für seine Soldaten und sein Volk schlug. Denn es ist so: Je fähiger der Offizier, je grösser die Anforderungen an sich und seine Untergebenen – desto grösser die Liebe und die Fürsorge für sie.

Zur Seite des Generals stand die hagere Gestalt des Generalstabschefs und Oberstkorpskommandanten Theophil von Sprecher - von Bernegg, ein Soldat und Bürger bester Prägung, ein Mann von hohem Können und edelsten Charakters. In seinem Roman «Schweizerspiegel» entwirft Inglin folgendes Bild: «Theophil von Sprecher, ein hagere, grosse Gestalt im Waffen-



General Wille und Oberstdivisionär Steinbuch
beim Vorbeimarsch der 5. Division
Frühjahr 1915

rock und langer Hose mit breiten, roten Seitenstreifen, mit dem wohlbekannten schmalen, mageren Gesicht und den gescheiten, klugen Augen und dem herbstolzen, beinahe verächtlichen Zug um den Mund.» Die Arbeit und das Wirken Willes fasst Inglin in folgende prächtige und präzise Charakterisierung zusammen: «Ulrich Wille, seit vierundvierzig Jahren Berufsoffizier, hatte die ganze neuere Entwicklung des schweizerischen Wehrwesens nicht nur miterlebt, sondern unablässig angetrieben, und zwar an den entscheidenden Punkten, wo sie immer wieder einzuschlafen drohte, an den rein menschlichen Widerständen gegen ein kriegstüchtiges soldatisches Wesen. Mit vorbildlicher Haltung und erstaunlicher Energie war er dem militärischen Dilettantismus, dem Schlendrian, der gemüthlichen Dienstauffassung zu Leibe gegangen, so dass die verhältnismässige Zuverlässigkeit der Armee nun im Wesentlichen als sein Werk gelten musste. Er war mit dieser Armee auch jetzt noch nicht zufrieden, er war bis zu seinem Rücktritt nicht zufrieden mit ihr, er verlangte bis zum letzten Atemzug noch mehr Mannzucht, ein noch strengeres Pflichtbewusstsein, eine noch gründlichere Ausbildung.»

Die Zusammenarbeit dieser beiden Offiziere, die sehr oft miteinander ihre Truppe besichtigten, war beste Gewähr einer hohen und neutralen Führung. Zwei grundverschiedene Charaktere zeigten ihre hohen menschlichen und männlichen Eigenschaften, indem sie immer wieder ihre vielleicht dann und wann verschiedenen Auffassungen zu koordinieren wussten. Einen «kleinen Armeestab» hätte es unter Wille nie gegeben, er hätte dies als Affront gegenüber seinem engsten Mitarbeiter empfunden.

Am 3. August 1914 mobilisierte das Füs. Bat. 63 in der Nähe des Bahnhofes Winterthur. Zug um Zug rollte an uns vorüber d^{er} deutschen Grenze zu. Die unter die Fahne gerufenen Deutschen in der Schweiz liessen ihr «Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt» erklingen und die Hurra- und Hochrufe wollten kein Ende finden. Sie sollten später einmal im Schlamm und in Drahtverhauen ersticken . .

Die Mobilisation in der Schweiz ging in aller Stille vonstatten. Sie klappte auf der ganzen Linie, dafür hatte von Sprechen gesorgt. Es galt wirklich Ernst. Die Bajonette wurden geschliffen, die scharfe Munition wurde gefasst. Nicht ohne Sorgen hatten die Wehrmänner ihr Heim und ihren Arbeitsplatz verlassen, wussten sie doch, dass Europa von einem gewaltigen

Kriegsgeschehen bis an seine Wurzeln erschüttert werden sollte. Ich war etwas mehr als drei Monate verheiratet, hatte im März des Jahres 1914 meine akademischen Studien in Bern abgeschlossen und eine gute Anstellung in St. Gallen gefunden. Wohin ging nun die Fahrt? Keiner wusste es. Die Worte Inglin's über unsere Mobilisation in seinem «Schweizerspiegel» seien hier angeführt: «In diesem Augenblick trat auf allen Sammeplätzen der Schweiz die Wehrmannschaft in Reih und Glied, eine ganze, nahezu marschbereite Armee, die eben noch eine unlenkbare zivile Menschenmasse gewesen war. Die Armee stand wie aus der Erde emporgeschossen und jedenfalls da, eingekleidet, bewaffnet, organisiert und vom entschlossenen Willen erfüllt, das Land auf Tod und Leben zu verteidigen.»

Die Kp. 2/63 stand unter dem Kommando von Hauptmann Kollbrunner, dem alle Reglementiererei ein Abscheu war, dem der einsetzende Papierkrieg wehe tat und der seine brave Kompagnie Soldaten schlecht und recht, und was besonders sympathisch an ihm war, ehrgeizlos und stets mit einem gewinnenden Lächeln führte. Uns Zugführern war er ein guter Kamerad, der uns ziemlich freien Spielraum liess, unsere persönlichen Auffassungen achtete und niemals versuchte, uns unter geistigen Druck zu setzen. Seinen Soldaten aber war er ein wohlmeinender Vater und Vorgesetzter.

Nach abgeschlossener Mobilisation wartete das Regiment in Pfungen auf weitem Befehl. Wir schauten mit gespannten Nerven dem Kommenden entgegen und sahen uns bereits an der Grenze, hörten das Brüllen der Geschütze und das Pferdegetrappel dahersprengender Reitermassen. Der Befehl zum Abmarsch kam. Der Bat. Kdt. besammelte sein Bat., rief seine Offiziere an die Spitze und erklärte hierauf mit kreischender Stimme: «Das Bat. marschiert ab, warum sage ich Ihnen nicht, wohin sage ich Ihnen nicht!» Wahrscheinlich weil er es selbst nicht wusste.. Er kletterte auf sein Pferd und nun ertönten die bekannten Befehle: «Tornister aufnehmen! Gewehre ergreifen! Achtung steht! Schultert Gewehr! Vorwärts marsch!» Wie manchmal klangen diese Befehle in die Ohren der Soldaten und wie manchmal klirrten die Gewehre im scharf umrissenen Takt dieses Gewehreschultern, woran gewisse Offiziere die Kriegstüchtigkeit der Truppe erkennen wollten . . .

Das Bataillon marschierte. Heiss grinste die Sonne auf uns hernieder. Der Schweiss perlte unter dem Käppi hervor und langsam nässten sich unsere Leibchen unter den schweren doppelreihigen Waffenröcken. «Sturmband auf, Kragen öffnen gestattet» – so lauteten die Marscherleichterungen. Es war an der Zeit, denn erbarmungslos blaute der Himmel auf der unendlichen Landstrasse, die uns in Staub hüllte. Wir trugen schwer an unsern Tor-

nistern und an unserer Kriegsmunition und die des langen Laufens ungewohnten Füsse schwellen auf, die Engbrüstigen fingen an zu keuchen, ein erstes auf die Zähne beißen begann. Aber trotz allem – die Zahl der Marschmaroden häufte sich, die Reihen lichteten sich – die schönsten Soldatenlieder vermochten dagegen nicht aufzukommen. Sie erstarben auf dürrer Lippen. Den Spielleuten war der Speichel eingetrocknet und die Tambouren schlugen immer kürzer. Die Strasse aber führte nicht an die Grenze, sondern dem Jura entlang und so landeten wir endlich in einem kleinen Bauerndorf in der Nähe von Pieterlen und Biel, Meinisberg genannt. Ernüchtert und abgelaufen ergaben wir uns dem Schicksal. Mochte kommen was da wollte. Wir fühlten uns in der Fremde, die Bahnhofstrasse lag in weiter Ferne . . .

Wir erfuhren es dann später: Unsere Division, unter dem Kommando des Oberstdivisionärs Steinbuch, lag als Reserve am Fusse des Juras im Raume Biel-Solothurn und bekam Zeit genug, ihren Zivilisten abzulegen.

* * *

Die Quartiere wurden bezogen – am andern Tag begann der Dienstbetrieb, der lange Jahre andauern und langsam die Seele des Soldaten zermürben sollte. Eine Armee während vier Jahren tatenlos zu beschäftigen, ist natürlich nicht leicht, und war damals schwerer als in den Jahren 1939-45, da die vielen modernen Infanteriewaffen bedeutend mehr Abwechslung in den Dienstbetrieb brachten und grösseres Interesse erzeugten. Damals aber hatte der Soldat nur sein Gewehr und sich mit ihm unendliche Wochen und Monate lang abzugeben, es jeden Tag zu pflegen und einzufetten, mit ihm Kameradschaft zu pflegen, war ein wenig viel verlangt . . ., ganz besonders, wenn es hart auf die Schulter drückte oder nur Einer und Nuller schoss! Die kommenden Tage und Wochen wurden mit einem eintönigen, phantasielosen Dienstbetrieb zertreten und buchstäblich in den Boden gestampft. Die Einzelausbildung setzte bis zur Bewusstlosigkeit ein.

Auf einer Strasse oder auf einem Feldweg war die Kp. in Gruppen aufgelöst. Es wurde geübt, ja geübt im ewig gleichen Rhythmus: Achtungstellung mit aufgerissenen Augen, Drehungen im Takt, rechts um, eins - zwei; Gewehrgriffe drei - vier; Taktschritt mit gestreckten Knien, Laden, Entladen, zum Schuss fertig . . . Tage, Wochen, Monate zogen dahin. Auf dem Kp.-Büro aber arbeitete der Kdt. an seinen administrativen Befehlen ... So wurde die gute Idee der Einzelausbildung langsam zur Karikatur, das Erziehen des Milizen und Zivilisten zum Soldaten zum reinen Zeitausfüller.

Der Drill, als Mittel soldatischer Präzision und Zuverlässigkeit, wurde nur zu oft zum Mittel soldatischer Leuteschinderei und musste auf die Länge seinen Zweck verfehlen . . . Die in jedem Soldaten lebende schweizerische Urwüchsigkeit lehnte sich langsam auf gegen das eingeschlichene Preussentum, je mehr sich der Dienst in die Länge zog und die zivilen Sorgen wuchsen. Wenn man diese Art von Dienst nach Jahren überdenkt, so muss man über die Langmütigkeit des Schweizers staunen und ihn in seiner soldatischen Haltung bewundern. Nun, unsere Soldaten hielten diesem innern Feind stand und erfüllten ihre Pflicht in weit grösserem Masse, als jene Offiziere, die in haltloser Kritik und kleinlichen Nörgeleien Meister waren . . .

* * *

Wir begrüsst den Tag, da wir die vor uns liegende 3. Division ablösen durften. Nach einem langen Marsch durch das Gänsbrunnental verwickelten wir uns in harte Kämpfe mit den zähen Bernern unter Oberstdivisionär Wildbolz. Nach geschlagener Schlacht, in der wir uns endlich einmal als Soldaten bewähren konnten, rückten wir in die Ajoie ein, um abwechslungsweise in den damals noch schmutzigen, von der «grünen Fee» heimgesuchten Dörfern Alle, Frégiécourt und Miécourt Quartier zu beziehen. Der Empfang seitens der Bevölkerung war nicht der freundlichste. Es dauerte einige Zeit, bis der Ruf «Boche» verhallte und die Zürchertruppen als gute Miteidgenossen, die überdies gerne Geld fliessen liessen, anerkannt wurden und mit der berühmt gewordenen Gilberte de Courgenai Freundschaft schliessen konnten. Die Berner hatten bei ihren jurassischen Kantonsangehörigen keine grosse Gegenliebe hinterlassen . . .

Aber auch jetzt begann wieder eine recht trostlose Zeit: Kampf mit der Langeweile, Kampf mit dem Ungeziefer, besonders mit den «Wäntelen», denen wir abends mit Taschenlampen auf den Leib rückten. Von einer Hotelküche, wie dies im 2. Aktivdienst der Fall war, wussten wir nichts. Die Verpflegung war sehr eintönig und nicht etwa besonders lusterweckend. Nach den damaligen Begriffen gehörte zum Soldatsein auch eine angemessen magere und nicht magenreizende Kost. Der Spatz feierte noch seine Triumphe und liess sich nicht von der Menükarte absetzen oder ganz verdrängen. Die Küchenchefs waren nicht auf Überzeit eingestellt und die Phantasie der Fouriere keineswegs überbordend. Die Hauptsache war, wenn die Kp. Kasse sich füllte. Man hatte es wie die Grossbanken und die Versicherungskassen, nur möglichst grosse Reserven schaffen – für alle Fälle!

Der Sonntag-Vormittag wurde mit innerem Dienste ausgefüllt, man konnte doch unsern Soldaten nicht einen ganzen Tag vom Dienste befreien und ihm menschliche Musse einräumen, das hätte dem Kdt. keine gute Qualifikation eingebracht, er musste seinen Diensteifer durch irgendwelche klugausgetüfelten Spezialitäten bekunden. So geschah es eines Sonntag-Morgens, dass wir auf Befehl unseres Bat. Kdt. sämtliche Munition von Grünspan reinigen mussten und die Wiesen hinter unsern Kantonementen nach Abfällen und Exkrementen abzusuchen hatten . . . Abwechslung brachte ein gewisses einsetzendes Gefechtsexerzieren und die stets sich steigenden Marschleistungen bis auf 80 km im Tag mit Vollpackung auf staubigen oder nassen, lehmig werdenden Jurastrassen. Man hätte glauben können, im Ernstfälle hätten wir den Krieg weit in fremden Landen auszufechten. Transport-Camions kannten wir damals noch nicht!

* * *

Gegen Ende des Jahres 1914 erreichte uns ein neuer Dislokationsbefehl. Das Regiment wurde in den nördlichen Jura verlegt. Reg. und Bat. Kdt. bezogen Quartiere in Mariastein, auch unsere Kp. erfreute sich kurze Zeit dieses Wallfahrtsortes, um sich hernach in der Löwenburg einzunisten und längs der Lützel verschiedene Posten zu beziehen. Endlich waren wir einmal ganz vorne, in unmittelbarer Nähe des Kriegslandes. Einzelausbildung war für geraume Zeit aus dem Tagesbefehl ausradiert und das eigentliche romantische Soldatenleben mit Patrouillengang, Schildwachstehen, und Pflege des häuslichen Laubhüttendienstes nahm uns alle in seinen Bann. Hie und da drang Kanonendonner an unser Ohr, hie und da schreckten uns Maschinengewehr-salven auf.

Wir erlebten zum ersten Male das Wort «Krieg». Abenteuerliche Lust und höchste Spannung erfüllten unsere Brust. Jetzt also waren *wir* an der Reihe, wenn es sein sollte, unsere Heimat zu verteidigen, so wie es Generationen vor uns getan hatten. Unsere Heimat, diese kleine Erde mit ihrer Mannigfaltigkeit, mit ihren braven Frauen, ihren lachenden Kinderaugen, ihren Müttern und Vätern, mit ihrer Viersprachigkeit, ihren Firnen und Fabriken, ihrem Habermus und Spatz, der uns da unten, von uns selbst zubereitet, viel besser mundete, weil er nun zu einem Stück warmer heimatlicher Wirklichkeit geworden war. Käse, Toblerone, Landjäger empfangen wir als Grüsse aus dem Hinterland, das stärker als je an uns haftete und mit dem wir wieder ganz verbunden waren. Hinter dem Soldaten zeigte sich nun

der Mensch in seinem kameradschaftlichen Dienen, in seiner treuen Pflichterfüllung, auch mit seinem zitternden Herzen, wenn die Käuze über den Wäldern einander ihr Gutenacht zuriefen, Regenschauer über das Gesicht wischten und ein sonderbares Gefühl des Verlassenseins, des Alleinseins sich der Soldatenseele bemächtigte oder eine vermeintliche heranschleichende fremde Patrouille – weil die Stille voller Geräusche war – stärkeres Herzklopfen verursachte.

Wie geborgen fühlte man sich da am Kaminfeuer zur «windigen Bude», wie gut tat es, seinen durchnässten Kaputt abziehen zu können, seine tiefenden Socken im Trockenraum aufhängen zu dürfen und bei einem heißen Chacheli Kaffee seine Pfeife zu schmausen oder an seinem Stumpfen zu ziehen. Das gab Schulterchluss, die Herzen öffneten sich, entleerten sich, gaben Kummer und Sorgen, Humor und Witz frei. Nun konnte es auf das Schindeldach herunterprasseln, die kleine Einheit war zu einem festen Ganzen verbunden. Seine Soldaten waren dem Leutnant nie fremd gewesen, nun aber wurde er in diese kostbare Kameradschaft miteinbezogen und sie wurde ihm zur zweiten Heimat, die er später auch als Kp. und Bat. Kdt. unter seinem Soldatenkittel nicht absterben liess.

Das Jahr näherte sich seinem Ende. Von Urlaub oder Entlassung sprach niemand. Weihnachten im häuslichen Kreise rückte in weite Ferne. Auch der Sylvesterabend sollte erstmals im Waffenrock gefeiert werden. Die Feiertage brachten einen Unterbruch in den «en vogue» sich befindlichen Begegnungsgefechten, da der kleine flinke Leutnant stets den Spitzenzug zu führen und den «Sieg» zu sichern hatte. Damit fand aber auch mein Dienst als Infanterieleutnant sein Ende.

Kurz nach Neujahr 1915 und nach meiner Beförderung zum Oberleutnant, wurde ich zur Fahrenden-Mitrailleurabteilung 5 abkommandiert. Ich verliess meine Kp. und meinen Zug nur ungern, freute mich jedoch, aus der Eintönigkeit des damaligen Infanteriedienstes herausgerissen zu werden und eine neue Waffe kennen zu lernen.

* * *

Die Herren der Fahrenden Mitrailleure bildeten eine sehr feudale Gesellschaft, die sich auf ihre roten Ärmelpatten etwas zugute taten und wenn sie mit ihrem 6-Gespann dahertrabten, die armen Füsiliere in eine Staubwolke hüllten und auf sie nur noch mitleidigen Blickes herunterschauten. Sie bildeten damals für die Division eine mobile und sehr erwünschte Feuer-

reserve, trotzdem ihre Mitrailleusen je nach Laune und Erdboden in alle Windrichtungen streuen konnten, nur nicht ins gewünschte Ziel sich lenken liessen. Aber äusserlich gesehen war es eine imposante und eindrucksvolle Truppe, im äussern und innern Dienst sehr wendig und von einem prächtigen Korpsgeist erfüllt. Die Abteilung stand unter dem Kommando von Major Hediger, meinem einstigen Taktiklehrer in der Offiziersschule, als Adjutant stand ihm Oberleutnant Rieter zur Seite. Rieter war ein ausserordentlich gebildeter, taktvoller Offizier und guter Erzieher der werdenden Offiziere. Die erste Kp. führte Hauptmann Enderlin, der bekannte Grütli-ner und Schütze, die zweite Hauptmann Brunner, den ich bereits in der Rekrutenschule als temperamentvollen, schmissigen Offizier kennengelernt hatte.

Die «schönen Tage von Aranjuez» dauerten leider nicht allzu lange. Eines schönen Tages wurde ich mit Oberleutnant Rieter zur 3. Kp. der Abteilung abkommandiert. Es war dies eine Gebirgskompagnie, administrativ der Abteilung unterstellt, taktisch aber der Gebirgsbrigade 15 zugehörig, bestehend aus den Regimentern 29 und 30.

Für mich vollzog sich also ein grosser «Klimawechsel». Zudem war die neue Aufgabe keine leichte. Mannschaft und Kader der Kompagnie hatten gemeutert und weigerten sich, unter ihrem jetzigen Hauptmann weiterhin Dienst zu leisten. Die Leute, urchig und nicht spassige Schwyzer, waren in den Hungerstreik getreten, ihr Kp. Kdt., ein ausserordentlich fähiger Offizier, der später bis zum Korpskommandanten avancierte, musste abtreten, an seiner Stelle übernahm der dienstältere Oberleutnant Rieter das Kommando und ich wurde zum Kompagnieoffizier ernannt, dem der ganze Führertrupp samt den Mauleseln unterstand, die ich erstmals bei dieser Gelegenheit näher zu Gesicht bekam und vor deren Fusstritten ich mich zu hüten hatte. Neben dem Stalldienst und der Pflege dieser Lasttiere hatte ich noch das Basten hinzuzulernen, so dass meine neuen Aufgaben mir den Tag voll ausfüllten. Es galt, die Mannschaft wieder langsam und geschickt zur Disziplin und Militärfreudigkeit zurückzuführen, was sich denn auch in der Folge als gar nicht so schwer erwies, da auch diese Mannschaft ihren Dienst versah, wohl ein wenig schwerfälliger als die adretten und wendigen Zürcher, aber zuverlässig und stramm, soweit ihre Berglerbeine dies zu liessen. –

* * *

Der Tag der Entlassung rückte endlich heran. Neun Monate waren verstrichen. Es war Frühling geworden. Die Vögel hatten mit ihren Morgen-

konzerten begonnen, die ersten Blumen wiegten ihre Köpfchen in einem lauen Lenzwinde und ungestüm trieb der Saft in die noch leerstehenden Kronen der Bäume. Hart klopfen die Berglerschuhe auf dem Pflaster von Schwyz, als das Regiment 29 unter dem Kommando von Oberstleutnant Otter, dem bekannten Pistolenschützen und Gebirgsoffizier, am General vorbeidefilerte. Welch ein eigenartiges Gefühl erwachte in Mannschaft und Offizieren, wie wir unsern General vor uns sahen, in seiner einfachen Uniform mit dem goldumränderten Käppi, mit ernstem, fast mürrischem Gesichte, aber einzig durch sein Dasein, die letzten Kräfte und Anspannungen aus uns herausfordernd und alle Strapazen eines 9-monatigen Dienstes vergessen machend.

Der Taktschritt war verklungen, die Minute war da, wo es hiess: Abtreten! Abtreten in eine uns fremd gewordene zivile Welt, von der man nicht einmal wusste, ob sie uns allen «Abgetretenen» Arbeit und Verdienst bot . . .

* * *

Nach einer kurzen Atempause von einigen Monaten rückte die 5. Division im Sommer 1915 neuerdings zum Aktivdienste ein. Die Gefechtskraft der Regimenter wurde durch die Aufstellung von Regiments-Mitrailleurkompagnien verstärkt. Das Kommando der Reg. Mitr. Kp. 26 wurde Herrn Hauptmann Grieb, im Zivil Inhaber eines Mercerieladens im Oberdorf-Zürich, übertragen.

Diese neuformierten Kompagnien mit einem Führer- und drei Mitrailleurzügen zu je zwei schweren Maschinengewehren mussten nun zuerst ausgebildet werden, so dass der kommende Dienst zu einem ausgesprochenen Instruktionsdienst wurde. Mit andern Kameraden war ich in einem Informationsdienste unter Oberstleutnant Mariotti in Bern eingehender mit der Waffe bekannt geworden. Bis Ende des Jahres lagen wir in Bodio und Giornico in Garnison, wo wir die neuformierte Truppe nach allen Regeln der Kunst zu einer gewandten und wohldisziplinierten Mitr. Kp. zusammenschweissten. Die Chârelimitrailleure machten bald von sich reden. Dieser Ausbildungsdienst befriedigte mich ausserordentlich, ich war vor eine neue Aufgabe gestellt und konnte mich als militärischer Erzieher bewähren, ich, der den Gedanken lange Zeit in mir herumtrug, in das Instruktionskorps einzutreten, einem Wunsche, dem ich wahrscheinlich gefolgt wäre, hätte ich nicht bereits mir eine Frau erkoren gehabt, die mit meinem Gedanken nicht sympathisierte. So folgte ich der Stimme meiner Jugendliebe und nicht derjenigen meines Herzens . . . und es war wohl recht so.

Im obern Livinental erlebten wir nun neben angestrengten Diensttagen die Herrlichkeit und die Goldigkeit des Tessins, das für mich ganz neu war und in mir die nachhaltigsten Eindrücke hinterliess: diese am schäumenden Tessin liegenden um ihren Campanile sich lagernden Dörfer, mit den holprigen und steinigten Strässchen, mit ihren kleinen Trattorien und dem rotfunkelnden Nostrano, der sich aus den irdischen Krüglein so gut und feurig trinken liess, dieses einzigartige Rebgelände, in dem langsam der Wein gereift wurde, diese dunklen Kastanienwälder, der beinahe einzige Reichtum einer eher armseligen Bevölkerung, deren Söhne und Töchter in fremden Landen ihr Brot verdienen mussten, um das Heimetli und die Eltern zu erhalten.

Wenn wir jeweils an einem Sonntag Touren in die höher gelegenen Dörfern und Siedelungen unternahmen, bekamen wir ein anschauliches Bild der Bergbauernnot, zugleich aber auch den Anblick einer im Blau des Himmels und im Grün der Triften ruhenden herrlichen Landschaft, die wir lieb gewannen und die uns so eigenartig zu fesseln vermochte. Man muss eben Gottes Schöpfung nicht mit dem Velo oder dem Motor durchsausen, man muss zeitweise die grosse Landstrasse, die gen Mailand führt und auf der gewaltige Tritte nach Süden ziehenden Fussvolkes längst verhallt waren, verlassen, sich den schmalen, steilen Fusswegen anvertrauen, damit die Natur ihr ganzes Herz öffne und einem die Worte Goethes so recht zum Klingen gebracht werden: «Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke, wenn keiner sie ergründen mag; die unbegreiflich hohen Werte sind herrlich wie am ersten Tag.» Dann erlebt man ein Stück Heimat und Heimat ist da ein Chacheli Nostrano, ein weisses würziges Tessinerbrötchen, eine im Anken schwimmende Polenta und am Kamin die bratenden und so süss duftenden kleinen Marroni. Heimat ist aber auch diese treuherzige, biedere Bevölkerung, der im alltäglichen Leben nur der Altar in der Kirche Abwechslung bringt, die an sonnigen Tagen ihren Feierabend vor ihren Hütten auf steiniger Bank verbringt und die doch hin und wieder grosse Eidgenossen nach Bern zu schicken vermag, wie einen Motta und andere mehr, die heiss an ihrer Sprache hängen, aber ebenso heiss an ihrer Erde, die nach ihrem Willen nicht römisch, sondern auf ewig schweizerisch sein soll.

Die Hand fährt zur Mütze, um diese fleissigen Frauen, diese stillen Menschen zu grüssen, die nur Arbeit und Pflichterfüllung kennen, die tagtäglich vom Brot der Stillen essen und nur für ihre Familie da sind. Schnell sind sie verblüht diese Frauen unter der Last ihrer Hutten, in denen sie ihren magern Mist in die Äckerlein hinauftragen, derweil der Gotthardexpress

das Tal hinunterratert, in dessen Speisewagen gepuderte und ringbereifte Dämchen mit ihren Galans sich vorerst kulinarischen Genüssen hingeben oder irgend ein römischer Würdenträger zum Herre Papst in die Audienz fährt.

* * *

Der Dienst auf dem Schiessplatz zu Bodio wurde eines schönen Tages kurzerhand unterbrochen, indem sich bei mir ein heftiger Schmerz in der Leistengegend unliebsam bemerkbar machte, der sich auch nicht mit Enzianschnaps vertreiben liess. In einem damaligen noch recht primitiven Sanitätswagen fuhr ich nach Locarno in die Klinik des Chirurgen Dr. Balli. Im Laufe des Nachmittags traf ich nach einer geholperten und geschüttelten Fahrt in Locarno ein, wo ich von der Ingenbohler-Schwester aufs Herzlichste empfangen wurde. Den Leistenbruch verspürte ich allerdings nicht mehr und es brauchte die grosse Überredungskunst der Schwester, um mich zum Eintritt in die Klinik zu bewegen, in der ich am zweitfolgenden Tage durch Meisterhand operiert wurde. Ich genas sehr rasch und verlebte in der ausgezeichneten und liebevollsten Pflege dieses Hauses die angenehmsten Rekonvaleszententage. In Dr. Balli lernte ich einen hochgesinnten Menschen und einen ausgezeichneten Chirurgen, einen Tessiner und Eidgenossen edelsten Geblütes kennen.

Ein besonderes Kränzlein muss ich als Protestant den Ingenbohler Schwestern winden. Ich hätte nie geglaubt, dass unter den breiten Hauben so viel Menschlichkeit, so viel goldener Humor, eine derartig verblüffende Aufgeschlossenheit stecken könnte. Ich musste als ehemaliger Oechslishüler und überzeugter Zwinglianer meine Ansichten über den katholischen Mitmenschen gründlich revidieren und aus einer gewissen geistigen Borniertheit heraustreten, um auch die grosse Gastfreundschaft und frohe Kameradschaft der tessinischen Priester verstehen zu können, die immer bereit waren, die zürcherischen «Ketzer» gastfreundlich zu empfangen, sie aus ihren allerdings nicht leeren Kellern zu regalieren und sogar für unser Znünibrot zu sorgen. Woran dies wohl liegen mag? Die Ingenbohler Schwestern, ausgezeichnet geschult und auf ihren Beruf vorbereitet, tragen ihr Gebetbüchlein und ihr Kruzifix äusserlich, innerlich ihren abgeklärten Himmel im Herzen, der sie über das Leben erhebt und für alle menschlichen Schwächen verstehend macht. Sie werchen und pflegen im Dienste des Herrn und geben weiter, was sie von ihm empfangen haben. Sie stehen mit beiden Füßen im täglichen Leben, als Krankenschwester, als Kindergärtnerin, als Lehrerin,

mit ihrem Herzen stehen sie im Himmel, von dem sie jeden Tag ihre Gnade empfangen. Der katholische Priester hält sein Brevier in der Hand, auch er steht inmitten seiner Gemeinde, er kennt seinen Toneli und sein Grossmüetti, er kennt den finstern Giuseppe, der ihm scheinbar trotzt und die flinke Giulia, die Sonntags keine Zeit mehr hat für die Messe, weil ihr Herze an einem andern Altar niederkniet – er aber kann warten, einmal sicher, und wäre es erst kurz vor dem letzten Atemzug, werden sie wieder bei ihm anklopfen und die letzte Ölung soll ihnen nicht vorenthalten werden. Er kann in der Trattoria sitzen und auf den Pulsschlag seines Völkleins lauschen, er kann quasi in ihm untergehen, am Sonntag trägt er sein Messekleid und sein Völklein kniet nieder, so wie er will und so wie es die «alleinseligmachende Kirche» vorschreibt. Der Protestant hat manchmal darüber nachgedacht, auf welche Weise in seiner Kirche eine gewisse Nüchternheit, ein gewisses «Nuechtelen» entfernt werden könnte und wie unsern protestantischen Pfarrherren ein wenig mehr Humor, vielen unter ihnen ein wenig mehr Menschenoffenheit geschenkt werden könnte, um sie vor einer gefährlichen Sachlichkeit und einem wirklich pfäffischen Würdentum zu bewahren. Die Lösung scheint nicht so leicht zu sein.

*

Auf Ende des Jahres eilte ich mit dem Gotthardexpress neuerdings dem Süden zu, um nach den Feiertagen wieder auf meine Kp. zu stossen, die derweil ihre Garnison nach Mendrisio verlegt hatte. Das Jahr 1916 war mit einem eisbereiften Winter in die Lande gezogen. Jeden Morgen überdeckte ein kristallklarer Himmel das Mendrisiotto. Eine eisigkalte, bissige Luft liess unsere Knochen erfrieren, die erst gegen Mittag wieder aufzutauen vermochten, da die Temperatur von minus 15-20 Grad wiederum auf plus 15-20 Grad angestiegen war und wir uns bei Tagliatelli, Risotto oder Spaghetti mit fliessendem Chianti gütlich tun konnten.

Die Ausbildung war beendet, soweit eine solche überhaupt beendet sein kann und wir konnten uns bei Übungen im Regiment oder auch grösserem Verbände bereits unserer Infanterie zur Verfügung stellen und sie mit unsern Schleuderbüchsen wirksam unterstützen. Wir waren die angestaunte Truppe, die viel auf sich hielt und die die Infanterie zu einer neuen Taktik zwang. Das zugswise Vorrücken musste langsam durch ein gruppenweises oder Einzelvorrücken ersetzt werden, der Infanterist hatte sich weit besser dem Gelände anzupassen, ansonst ihm Käppi und Hinterhose weggeschossen worden wären . . .

Der Parkdienst erforderte viel Zeit, die Chäreli, die Mitrailleusen, die Gewehre, die persönliche Ausrüstung erheischten jeden Tag eine gründliche Reinigung. Das Füllen der Gurten brauchte ebenfalls seine Zeit und musste minutiös durchgeführt werden, sollten nicht ewige Störungen die Folge sein. Es waren Tage angestrengtesten Dienstes. Nach stundenlangen Märschen, nach so und so vielen Stellungsbezügen auf brauner Ackererde oder steiniger Krête, nach Kampf mit beissendem Regen oder sengender Sonne, waren die kurzen Stunden der Entspannung bei einem Glase Nostrano oder Nebuloso in einer heimeligen Trattoria Labsal. Gar manchmal liess uns ein verstohlener, lieber Blick eines adretten Tessinermädchens in seiner Natürlichkeit, Frische und Duftigkeit die Müdigkeit vergessen. War zufälligerweise noch ein Cingekasten in der Nähe, aus dem ein fröhlicher Walzer oder Onestep orgelte, so besiegten Lebenslust und Fröhlichkeit die Kobolde des Verleiders und des Missmutes.

Die Sonne fuhr dem Frühling entgegen, der Südtessin verwandelte sich in einen duftenden Blumengarten, als der Befehl zum Abmarsche uns erreichte. Die Division besammelte sich auf der Livinnenstrasse zum Heimarsch. Er hätte über den Gotthard erfolgen sollen. Einsetzende Schneestürme mit gewaltigen Schneemassen zwangen zum Verlad. Nach ungefähr 6-monatiger Dienstzeit wurde die Division ein zweites Mal entlassen, diesmal mit herzlichen und schönen Erinnerungen an den Tessin, der uns allen zur zweiten Heimat geworden war. Manch ein Soldat und manch ein Offizier hat sich später sein Tessinermetschi zur Frau in seinen Zürichgau geholt. Die engen Beziehungen zwischen den Kantonen Zürich und Tessin wurden in jenen Tagen geknüpft, die Freundschaftsbande sind nie zerrissen worden, gegenseitige Sympathie und Verständnis sind nie mehr verloren gegangen.

* * *

Kurz nach der Entlassung wurde ich in die Zentralschule 1 für Hauptleute nach Thun einberufen. Sie bot nicht nur Gelegenheit, sich in allen Belangen auf den Hauptmannsgrad vorzubereiten, sondern auch die Mentalität der Kameraden aus andern Divisionen und andern Waffengattungen kennen zu lernen. Sie sorgte zudem für eine einheitliche Ausbildung der Kompaniekommandanten in der ganzen Armee und hatte nach meiner Ansicht bedeutende Vorteile gegenüber den später durchgeführten Zentralschulen innerhalb der Divisionen. Ein gewisser Divisionskastengeist hat leider über einen sich bewährten eidgenössischen Gemeingeist den Sieg davongetragen.

Auf dem Papier und im Theoriesaal wurde nicht nur mit Kompagnien, sondern auch mit Bataillonen und Regimentern jongliert, so dass wir uns bald als kleinere Generäle vorkamen, die nachmittags sich aufs Pferd setzten, um im Gelände Rekognoszierungen durchzuführen und Entschlüsse zu fassen. Im Theoriesaal wurde mit blau und rot, grün und gelb croquiert, so dass wir es einem Maler gleich tun konnten. Abends aber, nach getaner Arbeit sass der Zürcher neben dem Berner oder Vaudois, neben dem Appenzeller und dem Valaisan, da wurde diskutiert und pokuliert und am goldenen Faden unseres schweizerischen Staatsgedankens emsig weiter gesponnen. Manche Freundschaft wurde geschlossen und wenn der aufgerissene Graben zwischen Welsch und Deutsch in gefährvollen Stunden des Vaterlandes zugeworfen werden konnte, so nicht zuletzt dank der in Thun geschlossenen Freundschaften zwischen Männern, die sich daran erinnerten, dass unter dem welschen wie unter der deutschen Mütze ein gut schweizerisches Herze schlug.

Eines Mannes sei bei dieser Gelegenheit besonders ehrend gedacht. Es ist dies der damalige Kommandant der Zentralschulen und Kommandant der Gebirgsbrigade 15, Oberst Biberstein, der später bis zum Oberstkörpskommandanten avancierte. In ihm erkannten wir einen ausgeprägten Verkörperer schweizerischen Gemeingeistes, einen Offizier von höchsten Fähigkeiten, von sprühendem Geiste und ungeheurer Vitalität. Er erteilte den Unterricht in Kriegswissenschaft, leitete die grösseren taktischen Übungen, rauchte seine Brissago und verschmähte auch eine gute Forelle nicht. Er gehörte wohl unbestreitbar zu unserer besten Führergilde, war dank seiner natürlichen Intelligenz und seiner Nichtverbildung einfach und natürlich und konnte es selbstverständlich denjenigen Offizieren nicht, die mehr Wert auf Schein als auf Sein legten und die er in ihrer Pose und in ihrem Nichtkönnen scharf durchblickte.

* * *

Der Krieg dehnte sich in die Weite, er begann am Mark des Volkes zu zehren und langsam «erlosch das Lächeln im Lande.» Draussen irgendwo in Europa frass der Mordgeselle Regimenter um Regimenter auf und das Ende war nicht abzusehen.

Da musste auch unsere Division ein drittes Mal unter die Waffen. Es war anfangs November. Wiederum galt es für mich einen Instruktionsdienst zu absolvieren und wiederum erwartete uns der sonnige Tessin. Die Zahl der Mitrailleusen wa rerhöht worden und so wurden die Regimentsmitrailleur-Kompagnien aufgehoben und Bataillonsmitrailleur-Kompagnien formiert,

die neu ausgebildet werden mussten. Die Mitr. Kp. 1/26 kam unter das Kommando von Hauptmann Nievergelt, einem ruhigen, zielsicheren und befähigten Offizier, unter dem Dienst zu leisten eine Freude war. Als Kp. Offizier hatte ich den Führerzug unter mir. Wiederum waren es Maulesel, die die Chäreli zogen und auf unwegsamem Gelände die Maschinengewehre bis zur Stellung brachten. Ich stellte mich mit ihnen auf guten Fuss und wurde deshalb auch von irgend welchen Tritten verschont . . .

Die Kompagnie war während der ganzen Dauer ihres Dienstes in Lugano-Castagnola untergebracht, die Offiziere logierten in der Villa Hotel Castagnola, wo wir von der vornehmen Hotelierfamilie Schnyder-v. Wartensee aufs Beste betreut wurden. Das Hotel war daneben dicht von ausländischen Emigranten besetzt, die hier auf neutralem Boden bange Herzen ihrem weiteren Schicksal entgegensahen. Wir Offiziere bedeuteten wohl für diese aus ihrer einst glücklichen und sorglosen Welt Herausgerissenen das Symbol ihrer jetzigen Sicherheit und waren deshalb auch sehr geachtet und umworben. Auch Frau Schnyder-v. Wartensee, eine schöngewachsene, liebevolle Blondine, liebte mit ihren Herren Offizieren im blauen Waffenrock und roter Patte ein Tänzchen zu drehen –

Der Dienst, der sich bis gegen Ende April 1917 hinzog, war für Offiziere und Mannschaft streng, aber äusserst interessant. Die schönsten Gipfel der südlichen Tessinerberge wurden bestiegen, lehrreiche Übungen durchgeführt und daneben fehlte jede Chicane, jede Nörgelei, jedermann gab sein Bestes aus Liebe und Verehrung zu seinem Kommandanten, dem jegliches Strebertum und jegliche preussische Allüre abging.

Die schönen Tage am offenen Luganersee waren herrlich. Jetzt lernten wir Lugano, diese intime und reizende Stadt mit ihrer aufgeschlossenen Bevölkerung kennen, aber auch die nähere und weitere Umgebung, mit ihren Sonnenhalden, ihren pittoresken Dörfern und ihren unzähligen kleineren und grösseren Kirchen. Gandria, Morcote, Bré, und wie alle diese farbenreichen Dörfer heissen, bekamen für uns einen vertrauten und lieben Klang.



Nach 140 Diensttagen stand der Extrazug im Bahnhof Lugano bereit, der uns wieder nach Hause führen sollte. Der Abschied, den uns die Bevölkerung bereitete, bleibt unvergesslich. Wir wurden mit Blumen überschüttet, manch Tränlein floss verstohlen unter langen Wimpern hervor und manches Herz sah irgendeine Hoffnung begraben. Es sollte der letzte

Dienst im Tessin sein. Mit etwas zwiespältigem Herzen fuhren wir dem Norden zu, einenteils froh, wieder zur zivilen Arbeit zurückkehren zu können, andernteils betrübt darüber, ein so an Sympathie und Naturschönheiten reiches Land verlassen zu müssen und aus einer Atmosphäre herausgerissen zu werden, die uns alles Leid und alle Sorgen weggenommen hatte. Was wollten wir «Militaristen» noch in zivilen Kleidern, die uns zu weit geworden und nicht mehr interessant waren, wie dumm mussten wir uns im weissen Kragen mit irgend einem nichtssagenden Schlips vorkommen. Wir waren mit insgesamt 530 Diensttagen in eine andere Welt versetzt worden und hatten Mühe, uns in der «angestammten» wieder zurecht zu finden . . . Ich weiss nicht mehr, ob bei unserer Abfahrt aus dem Tessin der Himmel weinte, dieser Himmel, der so blau sein konnte und der, wenn er weinte, nur in langen Strähnen und unerbittlich zu weinen verstand. Aber dieser Himmel war wirklich zu unserem eigentlichen Himmel geworden, der nicht nur seine katholischen Heiligen, sondern auch lebenslustige Protestanten betreute und in sich aufnahm, ja der manches Tessinermädchen einem Zürcher Soldaten als Dank für die dem Vaterlande geleisteten Dienste schenkte.

Leider war es mir nicht mehr vergönnt, unter Nievergelt Dienst zu leisten, wir trafen einander wieder in der Zentralschule 2, bei mir blieb es beim Majorsgrad, er avancierte später zum Obersten und wurde Platzkommandant von Affoltern a. A. Er hat auf alle Fälle seine Beförderungen verdient – es ging bei ihm auch ohne Zunft!

* * *

Das Jahr 1917 brachte mir einen ersten grossen Entscheid, als ich als Kp. Kdt. in die Rekrutenschule nach Zürich einberufen wurde. Den Cadre-Vorkurs absolvierte ich unter Oberst Schmid. Er hatte die gute Idee, mir das Kdo. einer Schwyzer Gebirgs-Rekrutenkompagnie zu übergeben, so dass ich zu meiner grossen Freude die Kaserne Zürich verlassen und sie mit derjenigen von Herisau vertauschen konnte- Die Geb. Inf. R. Schule bestand einzig aus meiner Kp. Schulkommandant war mein lieber und verehrter Major Bachmann, der selten anwesend war und als Kp. Instruktor war mir Major Keller, bekannt unter dem Kosenamen «Läderöpfel», beigegeben, der die grösste Zeit auf seinem Zimmer bei der Lektüre schöngeistiger Literatur verbrachte. Wir sind einander nie ins Gehege geraten. Die Ausbildung meiner Rekruten überliessen die beiden Herren mir vollständig.

Auch Du, kleines Ländchen um Herisau, am Fusse des Säntis gelegen, mit deinen witzigen Häusern und lachenden Fenstern, deinen niederen, aber gut und reichlich versorgten Gaststätten, mit deinen Lungen herausfordernden Hügeln und Kuppen, mit deinen stillen Wäldern und deiner grossartigen Fernsicht, bleibst mir in bester Erinnerung. In deiner Voralpenlandschaft, ständig geputzt, gefegt und gebürstet, belebt von einer tätigen, liberal-konservativen Bevölkerung, war es gut Dienst zu leisten. Auch da war man daheim, auch da spürte man den Pulsschlag des gemeinschweizerischen Sinnes.

Drei Jahre Krieg waren über Europa dahingefegt und noch sah man kein Ende. «Nüt derglyche tue», hiess die Parole in unsern Reihen, den Gürtel um ein bis zwei Löcher enger schnallen, und weiter unentwegt zur Pflichterfüllung und zum Durchhalten antreten. Im Bundeshaus krachten zeitweise die Pulte, wenn leidenschaftliche Politiker von hüben und drüben der Saane einander in die Haare gerieten oder sich über die Glatzen hinweg ihre ungeschminkten Wahrheiten ins Gesicht warfen.

Derweil klopfen meine braven Schwyzer Rekruten ihren Taktschritt, üben den Gewehrgriff und schossen auf dem Schiessplatz ihre Nuller und Einer in fröhlicher Reihenfolge. Einmal hat es geklirrt. Der Schnapsgeist fuselte in der Kaserne herum. Da mussten die braven Kerls eines Abends, als sie in den ersten Träumen lagen, ihre Augen nocheinmal aufreissen, vor ihre Betten treten und hoch im Bogen flogen die unter den Kissen und Matratzen versteckten Wänteln durchs Fenster auf den Kasernenplatz, wo sie klirrend zusammenstiessen, ihren Inhalt von sich gebend. Andern Tags habe ich die Kp. aufgeklärt. Die bösen und zusammengekniffenen Gesichter glätteten sich, als ich ihnen bei guter Haltung und Verzicht auf Schnapskonsum eine halbe Stunde länger Ausgang gab. «Die Liebe des Mannes geht durch den Magen», heisst ein altes Sprichwort. Daran hielt ich mich. Nicht ewig den zähen Spatz und das erstickende «Gewehrfett», sondern auch andere Menus, bekömmlichere und appetitanregendere und die Mannen waren zufrieden und kamen zur Überzeugung, der Zürcher Kp. Kdt. schlauche nicht nur, sondern Sorge auch väterlich für ihr Wohlbefinden.

Wie herrlich waren die Tage der Verlegung am Fusse des trotzigen Säntis, da wir auf blumenbesäten Alpen unsere Scharfschiessübungen durchführen konnten!

So vergingen die 67 Dienstage im Flug. Es war eine wirklich knappe Zeit, die der Bund der Rekrutenausbildung zur Verfügung stellte, aber bei der damaligen Bewaffnung doch genügend, wenn man mit der Zeit zu arbeiten verstand und sie nicht an nebensächlichen Dingen vergeudete. Noch

während der Entlassungsarbeiten erreichte mich das Telegramm, dass ich sofort nach Beendigung der Schule nach Liestal, zwecks Übernahme des Kommandos der Füs. Kp. 4/65, einzurücken hätte.

Es ging bereits dem Jahresende entgegen. Die Division stand wiederum im Aktivdienst, diesmal im Jura, in altbekannten Gegenden und Ortschaften. Das Regiment 26 wurde vorübergehend von Oberstleutnant Wille, das Bataillon 65 von Major Brockmann geführt. Seit meiner Abkommandierung hatte sich im Regiment vieles geändert, beinahe empfand ich sie als fremde Truppe. Batillons- wie Kp. Kdt. waren «abgetreten» worden. Die lange Dienstzeit hatte sie geknickt.

Die Stimmung war eher gedrückt. Leider hatten viele Offiziere, besonders in den höheren Chargen, nichts gelernt und gingen achtlos an der schwülen Stimmung, die in der Truppe herrschte, vorbei. Noch tat man Dienst, aber da und dort mottete und zündete es. Die Rationen wurden auf dem häuslichen Tisch kleiner, die Not schlich langsam in die Häuser, das Schieber- und Spekulantentum, dem man leider freien Lauf liess, forderte mit seinem gespreizten Gebaren zur Auflehnung heraus, für den Soldaten wurde nicht gesorgt, es bestand keine Ausgleichskasse, an Stelle der Hilfe trat eher die Entlassung, da grosse Teile unserer massgebenden Bevölkerung vom Kriegsgewinnlertum angesteckt, jeden eidgenössischen Solidaritätssinn vermissen liessen. Im November 1917 knallte es zum ersten Male auf dem Helvetiaplatz in Zürich, Steine flogen und Fenster klirrten – es waren Vorboten kommender schwererer Tage des Jahres 1918. Aber in der Armee wurde teilweise fröhlich weiter gewurstelt, man wollte offensichtlich an die kommenden Gefahren nicht glauben. Tausende von Soldaten mussten dafür während des Generalstreikes mit dem Tode büssen.

Die Soldaten des Bat. 65 bildeten eine Elitetruppe. Vorwiegend aus Arbeitern der Sulzerwerke und der Lokomotivfabrik Winterthur sowie aus den Dörfern des Zürcher-Oberlandes rekrutiert, leisteten sie ihren Dienst, dass es eine Freude war. Im dritten Jahre Oberleutnant, war mir das Kommando der IV. Kp. übertragen worden, das ich während 6 Jahren innehatte. Die mir anvertraute Truppe hat mich während dieser Zeit nie enttäuscht.

Die Tage in Liestal waren mit Gefechtsexerzieren im Regiment ausgefüllt. Eine grosse Demonstration sollte, mit Scharfschiessen verbunden, die Zusammenarbeit zwischen Infanterie und Artillerie vor Augen führen. Im An-

legen solcher Übungen war Wille Meister. Die Vorstellung gelang vortrefflich und die Truppe erhielt ein gutes Anschauungsbild darüber, wie es im Ernstfalle etwa zugehen könnte.



Das bedeutungsschwere und ereignisreiche Jahr 1918 war angebrochen. Es brachte Kronen zum Rollen, die Kapitulation Deutschlands, den Sturz der Hohenzollern, den endgültigen Sieg der Entente und das stets mächtigere Umsichgreifen des russischen Bolschewismus. Es brachte bei uns den Generalstreik, d.h. den Versuch, unsere Demokratie ebenfalls in eine bolschewistische umzuwandeln. Es brachte aber auch die furchtbare Grippepest, an die Tausende von Zivilisten und Soldaten ihr Leben hingeben mussten. An Stelle des Waffenlärms und der Kriegsfurie traten die Stimmen der gellenden Revolutionsweiber und die Salven eines mörderischen Bruderkrieges. Nicht die Glocken des Friedens, sondern diejenigen des Aufruhrs und der Revolution durchhallten die Lande.

Auf schweizerischen Gauen waren es wiederum brave Truppen, die trotz Tod und Teufel die Ordnung aufrechterhielten und den revolutionären Versuch der Kientaler Sozialdemokraten zum Scheitern brachten. Der General war auf Posten gestanden und hatte seine vorkehrenden Massnahmen getroffen, dafür viel Unpopularität und krassen Undank auf sich nehmen müssen. In Zürich aber hatte Oberstdivisionär Sonderegger das Heft fest in der Hand, hatte die unschlüssige und schwankende, angsterfüllte Regierung in der Kaserne einlogiert und bald einmal die Strassen von randalierenden Jungburschen und Bruppacherschen Revolutionären befreit. An dieser Stelle müssen wir noch einmal des Inglinischen Romans «Schweizerspiegel» gedenken. Oberst Sonderegger wird hier trefflich charakterisiert, als ein «Mann von gerader und höchst entschlossener Art, ein Soldat durchaus, der den Hass von Rebellen mit derselben heiteren Gelassenheit ertrug wie die Zuneigung geängstigter Bürger und der eine nachträglich bekundete Verständigungsbereitschaft der Zürcher Regierung ebenso kühl missachtete wie das politische Gefecht der Parteien.»

Die politische Mündigkeit unseres Volkes und die Standhaftigkeit unserer Armee hatten über das verantwortungslose und abenteuerliebende, machthungrige und fanatische Olternerkomitee gesiegt, in dem später sich sehr bürgerlich gerierende Herren sassen. Sie mussten jedoch erfahren, dass unser Staat «keine extremen Lösungen erträgt und sich schlecht als Tummelplatz

für Unmündige eignet.» Wie unsere Armee, so ist auch unser Staat ein Gebilde «auf Mass und Gleichgewicht angewiesen.» Der Ausspruch Inglin's: «Die Schweiz ist ein Land für reife Leute», gilt auch für unsere Armee. Sie erträgt auf die Länge nur reife Offiziere und stützt ihre Schlagkraft weniger auf Panzer und sonstige Waffen, als auf das reife Denken eines jeden Soldaten.

* * *

Im Jahre 1918 absolvierte ich zuerst eine Schiessschule in Wallenstadt, die unter dem Kommando von Oberst Daulte stand. Sie dauerte 20 Tage und hatte den Zweck, angehende Hauptleute näher in die Geheimnisse und Verwendung der Infanteriewaffen, damals besonders unseres Gewehres und unserer Pistole, einzuführen. Daneben stand uns eine Kompanie zur Verfügung, mit der wir praktisch die Feuerleitung einüben konnten. Oberstleutnant Otter war der Mann, der uns besonders mit der Handhabe der Pistole vertraut machte und uns zum sichern Treffen erzog. Für seine Gebirgsbeine waren die schroffen Abhänge der Churfürsten und der Flumserberge wie gemacht. – «Andere Sädtchen, andere Mädchen», heisst es im Volksliede, wir konnten die Strophe umformen in «Andere Städtchen, andere Offiziere» – es war in der Tat eine ganz andere Garnitur, als diejenige, die ich jüngst in Liestal erlebt hatte, einfacher, bodenständiger, mit einem Einschlag von Derbheit und Landsknechtentum. Im Jahre 1926 betrat ich das Städtchen wieder anlässlich des Schiesskurses und 1939 anlässlich des Wiederholungskurses des Ter. Bat. 185. Es hat sich im Laufe der Jahre nur wenig verändert, trägt den Stempel einer Garnisonsstadt und beherbergt ein fröhliches, lebenslustiges Oberländervölklein, das seinen Wein und seine Soldaten besonders liebt. Manch militärisch Prominenten hat es bei sich aufgenommen, einen Schiessle, einen Steinbuch, einen Constam, einen Ottiker, einen Däniker, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen.

* * *

Im Sommer 1918 war die Inf. Brigade 14 zum Aktivdienst in den Jura eingerückt. In dieser Brigade tat mein jüngster Bruder Eugen als lebensfroher, pflichteifriger Mitrailleurlieutenant seinen Dienst in unaufhörlicher Selbstaufopferung. Wie durch eine offene Türe, so schreibt Inglin, war mit leisen raschen Schritten und harmloser Miene eine Erscheinung ins Land geschlichen, die den Menschen vertraut vorkam, bis sie die Maske fallen liess

und zu wüten begann, eine Seuche, Grippe genannt. Sie hat auch meinen Bruder unbarmherzig am Herzen gepackt und sein junges Leben nach kurzer Krankenzeit im Spital Delsberg ausgelöscht. Am 4. September löste die Brigade 13, unter dem Kommando von Oberst Sulzer stehend, die Brigade 14 ab. Der Bat. Stab 65 bezog Quartier in Sonvilier, meine Kp. dislozierte nach Movelier, einem armseligen, schmutzigen Juradorf in der Nähe des bekannten Pleigne. Unten an der Lützel hatten wir Posten zu stellen.

So lagen wir in Movelier und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Sie waren keineswegs erfreulicher Natur. Anfänglich liess sich die militärische Arbeit recht gut an. Brave und tüchtige, jüngere Offiziere, darunter der jetzige Kantonsforstmeister Grossmann, standen mir für einen fließenden Dienstbetrieb zur Verfügung. Eine gut angelegte Hindernisbahn sorgte für die körperliche Ausbildung, und für Übungen im geschickten Ausnutzen des Geländes. Eine Kugel aus dem Laufe eines Angetrunkenen verschonte mein Leben und verlangte nur einige Pflaster im Gesichte. Ich habe den Mann nicht vor Kriegsgericht gestellt – er hat noch verschiedene Wiederholungskurse unter meinem Kdo. bestanden, sein Betragen gab nie mehr zu Klagen Anlass. Meine Ordonnanz, Fritz Trachsler, der Jahre nachher im Ter. Bat. 185 wiederum Dienst unter meinem Kdo. leistete, ist mir ein lieber und guter Kamerad geworden.

So zogen die Tage dahin. Die deutsche Armee war dem Zusammenbruch nahe, Gewitterschwüle lag in der Luft, aus dem Bericht der uns zukommenden Blätter erfuhren wir, dass es im Hinterlande bedenklich gäerte. Bis jetzt hatte sich die Grippe in den Wäldern herumgeschlichen, jetzt aber schaffte sie sich auch in unserem Bat. Raum. In Sonvilier lag der Bat. Kdt. mit hohen Fiebern im Bett und wollte sich nicht evakuieren lassen, bis wir ihn dazu zwangen. Die Krankenhäuser Delsberg und Pruntrut waren mit Schwer-Kranken überfüllt. Der Sanitätsdienst versagte vollständig, es fehlte an Fieberthermometern, an Matratzen, am allem. Es war zum Heulen. Tag für Tag sanken Soldaten ins Stroh, die meisten, um nicht mehr aufzustehen. Auch in meiner Kp. begannen sich die Reihen zu lichten.

Von Ausbildung war keine Rede mehr. Die Mannschaft musste geschont werden. Die zweite Seuche, der Generalstreik, raffte weitere Opfer ins Massengrab. Die höheren Kommandos, die unsere Soldaten zu wenig kannten, trauten ihnen nicht mehr. Die Maschinengewehrschlösser wurden unter dem Vorwand einer dringenden Revision eingezogen, die scharfe Munition wurde magaziniert. Der junge Kp. Kdt. schluckte die letzten Tage des Aktivdienstes wie bittere Pillen. So weit war es also gekommen in unserem Lande:

Bürgerkrieg, gegenseitiges Misstrauen, ein aufgeworfener Graben zwischen Deutsch und Welsch, Rationierungsmarken und kein Ende, Verzweiflung und Not in Tausenden von Familien, die ihre Väter und Söhne der Armee während Hunderten von Tagen gegeben hatten.

Ende November, bei Nacht und Nebel, kehrten wir nach Winterthur zurück. In Nacht und Nebel, im frühesten Morgengrauen wurden wir bei eingerollter Fahne entlassen. Kein Fahnenmarsch, keine Fahnenübergabe – nur so schnell als möglich aus dem Waffenrock, der nach der Meinung defaitistischer Herren zum Stein des Anstosses geworden war. Ein bisschen mehr Mut, ein bisschen mehr Würde in gefahrvoller Stunde wäre den breit galonierten Kdos. gut angestanden, mit Leuten à la Trostei waren wir sicher fertig geworden, so aber wurde die Entlassung zu einer Schande und Demütigung, zu einer Beleidigung, die wir Soldaten nicht verdient hatten.

* * *

Die Armee hatte während vier Jahren ihre Pflicht erfüllt. Landesverräter kannte sie nicht, die Zahl der Dienstverweigerer war gering, die Disziplin war nicht gelockert. Man konnte sich auch jetzt, mit vielleicht wenigen Ausnahmen, auf unsere Einheiten verlassen. Zu oberst aber, im Bundesrat sogar, bangte man um die Zukunft. Undisziplin und Uneinigkeit in den oberen zivilen Rängen wurden fälschlicherweise auch auf die Truppe übertragen. Aber die Truppe kannte keinen Fall Hoffmann-Schulthess, noch andere Fälle – sie tat einfach ihre Pflicht, stand da, wenn auch etwa unter Knurren und Murren, ertrug manche Sorgen und manchen Kummer, die man ihr hätte abnehmen können, sofern ein sozialerer Geist geherrscht hätte, und wankte nicht, auch dann nicht, als die Undisziplin und die Angst vor Verlust an eigenem Gut und Hab in weiten Offizierskreisen bedenkliche Formen angenommen hatten.

* * *

Hören wir zum Schlusse die Stimme unseres Generals Wille, der in seinem Bericht an die Bundesversammlung über den Aktivdienst 1914-1918 u.a. schreibt: «Im Allgemeinen entledigten sich die Truppenführer der schwierigen Aufgabe, vor der sie der ungewöhnlich lange Dienst stellte, gut, teilweise sehr gut. Wenn man alle Umstände berücksichtigt, bewährten sich unsere Milizführer so, dass wir von der Güte unseres Milizsystems überzeugt sein können . . . Mancherlei Erscheinungen gegen Ende des Aktiv-

dienstes erweckten äusserlich den Eindruck, wie wenn der innere Halt der Truppe im Jahre 1918 schlechter als vorher geworden war. Zweifelsohne hatte die Truppe im Allgemeinen den höchsten Stand ihrer Ausbildung im Laufe des Jahres 1917 erreicht, und war nachher, vor allem durch die Grippefolgen an der Weiterentwicklung gehindert . . . Gegen jeden äussern Feind war die Armee aber am Schlusse des Aktivdienstes innerlich gefestigt und verdiente das volle Zutrauen des Landes.

Die innerpolitische Spaltung hat dann freilich vielerorts den inneren Halt derjenigen Truppenteile untergraben, die sich aus dem Klassenkampf verletzten Landesteilen rekrutierten. Aber auch unter diesen erschwerenden Umständen bewährte sich im Landesstreik der innere Halt guter Truppenteile, auch wenn sie aus einem Industriegebiet stammten.

Wenn ich zurückblickend mir vergegenwärtige, was Alles und wer Alles zusammenwirkte, um soldatisches Wesen in unserer Armee nicht aufkommen zu lassen, so erfüllt mich das trotzdem Erreichte mit neuer Bewunderung vor der natürlichen Veranlagung unseres Volkes.» So weit der General. Ich füge hinzu:

Die 5. Division hat die schweren Tage der langen Aktivdienstzeit mit Auszeichnung bestanden. Das Verdienst liegt bei ihrem Kommandanten, dem damaligen Oberstdivisionären Steinbuch. Am Schlusse meiner Erinnerungsblätter verdient er lobende Erwähnung. Eine hagere Gestalt, mit geschütem Kopf und einer sonoren Basstimme, mit der unvermeidlichen Cigarette im Munde und dem bekannten Fledermausmantel, verstand er es, seiner Division den innern Halt, einen stolzen Korpsgeist und eine bestmögliche Kriegstüchtigkeit zu geben. Er beherrschte sein Metier souverän, seine Übungsanlagen waren klar und durchsichtig, er verband Führer- und Menschentum in glänzendster Weise. Der von ihm in die Division gelegte Geist konnte auch später nicht untergehen.

4. Zwischen zwei Weltkriegen

Dumpe Flugzeuggeschwader weckten geängstigte Menschen nicht mehr aus ihrem traumlosen Schlafe. Vor Verdun, in den Ardennen, in den masureischen Sümpfen, in den weiten Ebenen Galiziens und der Moldau, auf eisigen Gebirgskämmen und in tiefen Bergesschluchten hatten Zehntausende ihr Blut verströmt. Die alte Habsburger Dynastie, das einstige Bollwerk des Westens, war wie mürber Zunder auseinandergefallen. Europa lag da wie ein faules Ei, aus dem üble Dünste und schwärendes Gift die Luft verpesteten und die Menschen danhinsinken liessen.

Um unsere Grenzen flammten nicht mehr die Brandfackeln des Krieges, wohl aber diejenigen der Revolution und des Chaos auf. Wie sollte es in unserem Lande weitergehen? Die bewaffnete Neutralität und der Wille zur Landesverteidigung hatten unser Volk und Land vor sengenden Kriegshorden, vor Brand und Schutt gerettet. Aber das Gedächtnis des Menschen ist kurz und die entscheidenden Lehren vermag er nicht zu ziehen. «Nie wieder Krieg» hallte es von allen Seiten.» Abrüstung auf der ganzen Linie» war die Forderung breiter Massen und wahrhaftiger Friedensfreunde. Man konnte ihnen nicht böse sein. Die Führer unserer Sozialdemokratie hätten allerdings mehr Weitsicht offenbaren sollen. Die Grimm, Klöti, Nobs, Bratschi, Bringolf, um nur einige Namen zu nennen, nahmen geschlossen Stellung gegen unsere Landesverteidigung. Man musste doch mit den Wölfen heulen . . . Denn trotz der Niederlage von 1918 gaben sie die Hoffnung nicht auf, nun von einer andern Flanke her, die schweizerische Demokratie aufzurollen, Tradition und Bewährtes zu begraben und unter einem knallroten Banner eine sozialistische Ideologie in Wirklichkeit umzusetzen. Nach ihrer Ansicht hatte das Bürgertum nach dem 1. Weltkrieg ausgespielt, die Aera eines weltweiten, wenn auch verschwommenen Sozialismus stand wie ein rotleuchtendes Morgenrot vor ihren verblendeten und machtrunkenen Augen. Sie begingen dabei nur einen «kleinen» Fehler, sie hatten nicht mit dem denkenden Schweizer gerechnet, der immer für sozialen Fortschritt, nie aber auf Umsturz eingestellt war. Denn seit Beginn der Schweizer Geschichte liegt für den Eidgenossen die oberste Devise in den zwei Wörtchen «Ruhe und Ordnung».

Nach 1918 stand allerdings unsere Armee nicht mehr in hohem Kurse. Eine verständliche Militärmüdigkeit machte sich bis weit in die bürgerlichen Kreise bemerkbar. Vier lange Jahre hatte man gedrillt, auf Posten gestanden, den Staub der Strasse und der Kantonnements geschluckt, manchen Ärger und manche unnötige Anöderei heruntergewürgt, vier lange Jahre, kostbare, hatte man für die zivile Lebensstellung verloren, während andere sich indessen auf merkwürdige Art bereichert hatten.

Diese verlorenen Jahre galt es, wenn immer wie möglich, nachzuholen, seine Examina zu beenden, sein Diplom zu erwerben, sein Käppi mit dem Doktorhut zu vertauschen. Da durfte der Karabiner ruhig in der Ecke verrotten und die Hose B vermotten! In den Ställen und auf den Äckern war übrigens ein Stück Uniform sehr willkommen, der dicke Militärkaputt schützte besonders gut gegen Regen, Schnee und Kälte und die alte Policemütze bildete für Werkstatt und Tenn ein ganz praktisches Möbel, und ersetzte in vorteilhaftester Weise Hut und Mütze!

In der verantwortlichen Leitung unseres Staatswesens mussten schwerwiegende Entschlüsse gefasst werden. Sie konnten nicht immer populär sein. Am Prinzip unserer bewaffneten Neutralität musste unter allen Umständen festgehalten werden, somit konnte auch eine Abrüstung für uns nicht in Frage kommen. Im Gegenteil. Aus dem Kriege hatten wir unsere Lehren zu ziehen.

* * *

Es galt, sich mit neuen Waffen vertraut zu machen, sich ein neues Kampfverfahren anzueignen, noch weit mehr aber einen bis tief ins Offizierskorps aufgekommenen Defaitismus zu bekämpfen und den «kleinen Mann» aus dem Volke, der schliesslich seinen Karabiner und seinen immer noch gleich schwer gebliebenen Tornister zu buckeln hatte, von der Notwendigkeit und dem Wert unserer Milizarmee neu zu überzeugen. Erprobte Jahrgänge aus dem Aktivdienst waren bereits dem Landsturm, dem damaligen Greisenkorps zugeteilt. Ich sage Greisenkorps, weil der Schweizer von damals, einmal aus dem Auszug entlassen und in die Landwehr eingeteilt, sich bereits schrecklich alt fühlte, seiner Jugend nachweinte, gerne den Herrn Papa spielte, mit 32 Jahren nicht mehr glaubte, seinem Herzen und seiner Lunge einen kürzern Laufschrift zumuten zu dürfen und er überhaupt nicht mehr geneigt war, bürgerliche Wohlbehäbigkeit durch Strammheit zu ersetzen. An seiner Haltung musste man den Landwehrsoldaten erkennen, «der dann schon da war, wenn es ernst gelten sollte.» Diese ein wenig merkwürdige

Mentalität hat sich dann glücklicherweise in den kommenden und spätem Jahren stark geändert. Mit dem Verschwinden der Bärte und der dicken Bäuche, mit dem Anwachsen eines gesunden Sportgeistes und unter dem Einfluss unserer militärischen Vereine sind denn auch die Landwehrler und die Landstürmler jung geblieben. Die letztem haben im 2. Weltkriege manchen jungen Auszügler mit seinen langen fransigen Haaren und roten Socken und einem bunten Tucho um den Hals, in den Schatten gestellt und die jungen Leutnants von 1939 konnten sich an ihren ältern Kameraden in Bezug auf Haltung und Auftreten ein Vorbild nehmen.

Darin lag eben die schwere Aufgabe der Nachkriegszeit, der Jahre nach 1918, eine jüngere, nach andern Zielen ausgerichtete Jungmannschaft, stark verweichlicht, am Polsterstuhle hangend, jeglicher Anstrengung abhold, Gehorsam und strenger Pflichterfüllung lieber ausweichend und das offene Schillerhemd einer geschlossenen Uniform bei weitem vorziehend, wiederum an Mannszucht, an körperliche Strapazen und an ein reales, ehrliches und folgerichtiges Denken zu gewöhnen.

Die Armee lag also in Ruhestellung, das Militärtaleau war sehr mager und Uniformen zeigten sich auf der Strasse sehr selten. «Weiche» Rekrutenschulen wurden durchgeführt, sie liessen nicht viel von sich hören, die Trommeln wirbelten nicht, die Trompeten bliesen nur mezzoforte, den «Herrn» Rekruten galt es mit Handschuhen zu behandeln, wollte man nicht in den sozialistischen Gazetten als brutale Leuteschinder und Säbelrassler diffamiert und als unverbesserliche Militaristen an den Pranger gestellt, oder gar auf der Strasse von randalierenden Jungens angepöbelt oder sogar angerempelt werden.

* * *

Die Einstellung breiter Schichten unseres Volkes zur Armee besserte sich glücklicherweise von Jahr zu Jahr, nicht zuletzt dank des mannhaften und unerschrockenen Auftretens eines Rudolf Minger, der sich schon früher und später als Chef des eidgenössischen Militärdepartementes nicht scheute, in kontradiktorischen Versammlungen in die Arbeitermassen die notwendige Aufklärung und Kopfputzete zu bringen und auch seine Bauern wieder armeefreundlich einzustellen. Der Umschwung der Gesinnung ist nicht minder der damaligen Bewegung «Neue Schweiz» zu verdanken, deren Wortführer es sich immer angelegen sein liessen, sich zur Schweizerfahne und deren Verteidigung zu bekennen. Die Sirenengesänge eines Hitlers, eines Mussolinis, eines Stalins und deren wachsende Heeresformationen, mit ausgesprochen

feindlicher Einstellung gegenüber der «verkümmerten, reaktionären schweizerischen Demokratie», haben dann auch die Herren Sozialisten vollends zur Besinnung und Einkehr gebracht. Zu guter Letzt vollzogen sie die Rechtsschwengung, geruhten, die Schweizerfahne wieder in ihren Mai-Umzügen mitzuführen und bekannten sich neuerdings zu unserer Landesverteidigung. Damit fiel nicht nur unsern obersten Behörden, sondern Tausenden von braven Arbeitern und tüchtigen Soldaten ein schwerer Stein vom Herzen! Wie schön war es doch, wieder in aller Offenheit Schweizer zu sein, wieder in Ehren den Soldatenrock anziehen und dem Lande, mit dem man sich so eng verbunden fühlte, seine Dienste als Wehrmann weihen zu dürfen. Nicht zu vergessen, es waren schrille Töne, die von draussen zu uns herüber klangen, wir hatten allen Grund, auf der Hut zu sein und uns rechtzeitig und gründlich zu wappnen.

Leider hatte man der Armee den Kopf genommen, die führende, überragende Persönlichkeit fehlte überall. Leider vergass man auch nur allzu schnell die Lehren und Grundsätze unseres Generals Wille, politische Obersten armbögeln sich wieder in die vordersten Reihen unserer Armee und verdarben häufig das Konzept wirklich ausgewiesener Offiziere. Leider, leider, das dritte Leider, drängte sich in unserem Instuktionskorps eine Clique an die Spitze und ins Bundeshaus hinein, welche die Lehren des Generals überspitzte und nicht ruhte und rastete, bis dem System nicht unterwürfige Offiziere eliminiert und kaltgestellt waren.

* * *

Aber ich bin den Jahren vorangeilt. Nach 1918 war der verehrte Divisionskommandant Steinbuch zum Korpskommandanten ernannt worden, das Kommando der 5. Division hatte Oberstdivisionär Dormann übernommen, ein jovialer Herr, der es mit allen seinen Untergebenen von Herzen gut meinte. Die Infanterie-Brigade 13 führte immer noch Oberst Sulzer aus Winterthur und das Kommando des I. R. 26 lag in den Händen von Oberstleutnant Zeller, der mit preussischem Schneid und viel Draufgängertum sein Regiment zu führen gedachte und es dann auch getan hat.

Nachdem 1920 ein erster taktischer Kurs der I.Br. 13, mit viel Rot- und Blaustift, auf dem Rücken sattgefunden hatte, rückten wir ein Jahr darauf, also drei Jahre nach dem Aktivdienst zum ersten Wiederholungskurse ein. Es war eine Freude! Da standen sie wieder da, die alten Soldaten aus dem 1. Aktivdienst, neben einer Schicht jüngerer Kameraden, die sich aber eben-

so gut hielten wie die alten. Wie viele Erinnerungen, Histörchen und Erlebnisse wurden da ausgetauscht – selbst die alten Spitznamen waren nicht vergessen und der Kompagniehumorist meldete sich bald einmal zum Worte. Die urchige Soldatensprache war nicht verloren gegangen.

Irrtum vorbehalten, war die ganze Division eingerückt, um das damals neue Kampfverfahren einzuüben. Ich hatte von Steinbuch den ehrenvollen Auftrag erhalten, innerhalb der ersten Woche dieses Verfahren einzuüben, um es hernach den Offizieren der Division vorzudemonstrieren. Die Demonstration einer Kompagnie ,einzeln und gruppenweise unter eigenem Feuer-schutz, vorzurücken und anzugreifen, gelang zur vollsten Zufriedenheit Steinbuchs. Ein feucht-fröhlicher Kp.-Abend, der meinem abstinenten Bat. Kdt. wohl nicht ganz passte, beschloss den «ruhmreichen» Tag. Sie haben sich nie recht verstanden, der grossgewachsene Bat. Kdt. und Kantonsschullehrer und der kleine Kp. Kdt., der Gymnasiallehrer, die Ansichten über Dienst und Lebensführung klafften zu stark auseinander, besonders aber konnte ich diese Art von Schulmeisterei am wenigsten leiden, die glaubte, auf eine phantasielose Weise ihren Stand verleugnen zu müssen und die doch bis in die innerste Seele von Pedanterie zerfressen war.

* * *

Aber wenn einem der Dienstbetrieb allzu stark in die Kehle stieg, hatte man damals glücklicherweise noch einen Ersatz und einen Launeverbesserer: sein geliebtes Pferd! Es bildete überhaupt einen stolzen Bestandteil unserer Armee und es ist ewig schade, dass es dem Motor hat weichen müssen. Jetzt stehen oder sitzen die Kommandanten in ihren Limousinen oder Cabriolets und ob dem Motorenlärm hören sie nicht mehr die Seele ihres Soldaten, ihrer Truppe. Der Motor, dieser die Seele raubende Kerl, hat sie von ihr getrennt . . . und nicht zu vergessen: Bei schlechter Witterung schützt das Limousinendach, und es ist so herrlich, sich in den Polstern ungesehen gehen lassen zu können. Das Pferd aber zwang zur Männlichkeit, zur soldatischen Haltung. Und wie stolz war es, wie fröhlich erklang sein Wiehern und wie lustig flatterten die Mähnenhaare, wenn es einen guten, verständnisvollen Reiter und eine männliche Offiziersgestalt auf seinem Rücken tragen durfte. Was machten da Wind und Wetter aus, man sass auf seinem Rappen, liess den Regenschauer oder das Schneegestöber über sich ergehen, stülpte das Käppi und später den Helm tiefer ins Genick, straffte das Kinnband und war seinen Mannen Vorbild in Haltung und männlichem Trotz. Sie, diese

Mannen, durften an ihrem Kommandanten emporschauen, und taten es gerne, wenn er ihnen wirklich körperlich und geistig zum Vorbilde geworden war, auf das sie in jeder Lage vertrauen konnten, von dem sie wussten, dass der Kamerad da oben auf seinem Pferde nicht nur führte, sie nicht nur kommandierte oder gar anpöbelte, sondern dass er für sie auch väterlich sorgte und allzeit für sie bereit war: als erster Kamerad aller Kameraden! Das Pferd des Kommandanten spielte ihm seine Truppe förmlich in die Hand. Er ritt ihr voran und sie folgte ihm im Takt des Trommelschlages oder eines lupfigen Marsches, er ritt neben ihr, unterhielt sich mit einem jeden von ihr, beobachtete auf dem Marsch die sich schwellenden Adern, den sich rötenden Kopf, den immer schwerer werdenden und immer drückenden Tornister. Er konnte helfen, Marscherleichterungen anordnen, anhalten lassen, ruhen lassen und die Lachsalven nach einem eingeschlagenen Witz verfolgen.

Oder er stand mit seinem Pferd vor der Kp. oder dem Bataillon, er zog seinen Säbel, zweihundert und tausend Mann richteten ihre Augen auf ihn, die Absätze klopfen zusammen, die Karabiner schnellten in die Höhe, der Griff hatte geklappt, der Schlag war verhallt. Man hatte seinem Kommandanten die Ehre erwiesen und ihm gezeigt, dass es an Appell nicht fehlte und Konzentration und Mannszucht vorhanden waren. Auch der Rappe war zufrieden, er auch war in Stellung gegangen. Nun spitzte er die Ohren. Er kannte diesen Marsch. Die Fahne nahte, da durfte man den, der da oben sass und der es auch mit ihm gut meinte und für seine leibliche Wohlfahrt sorgte, ja ihn wie ein königliches Gestüt behandelte, nicht blamieren. Ein wenig mit dem Vorderhuf zu scharren, war erlaubt, sonst aber riss man sich zusammen und tat nicht so dumm, wie seine Stute weiter unten, die glaubte, beim Klang des Fahnenmarsches heruntänzeln und sich sogar auf die Hinterbeine stellen zu müssen. Schliesslich war man doch nicht im Theater, sondern wie es schien bei einer sehr feierlichen Zeremonie. Da stand die Fahne vor ihm, sie senkte sich und man grüsste sie mit dem Kommandanten zugleich.

Dann aber folgten auch Stunden der Lockerung. Wie tat ein leichter Trab oder ein schneidiger Galopp den eingerosteten Knochen wohl, welche Freude unter tiefhängenden Ästen hindurch galoppieren (ja, ja, die Mütze sass noch!) oder in mächtigem Schwung einen Graben oder eine Hürde nehmen zu dürfen und seinen Reiter heil ins Kantonement zurückzubringen. Wahr-

lich man hatte seinen Zucker verdient! Und dass der Herr einem nicht einfach den Rücken kehrte, sondern mit einer Liebkosung und einem guten Worte Abschied nahm, empfand man als sehr nett und wohlangebracht. Man hatte doch seine Verantwortung und hätte im gegebenen Moment auch einmal refüsieren oder streiken können und die Qualifikation, ohne die man in der Armee keinen Dienst leisten konnte, hätte dann gelautet: Da im Reiten noch Anfänger, kommt eine Beförderung noch nicht in Frage. Verspricht jedoch älter zu werden! – Ohne Zweifel: Viel militärische Straffheit, viel Offiziersstolz, viel Poesie sind mit dem Verschwinden des Pferdes zu Grabe getragen worden.



A propos Poesie! Leider ist bald mit dem Reitpferd auch das Bataillonspiel abgeschafft worden. Das moderne Bataillon mit seinen verschiedenartigsten Waffen, zeigt natürlich nicht mehr die Geschlossenheit des früheren, das 4 Infanterie- und eine Mitrailleurkompanie umfasste und ein 14 Mann starkes Spiel, vermochte selbstverständlich die toten Waffen weder zu beleben noch zu begeistern. Damals war es noch anders. Man hatte neben den Tambouren, die einem die Seele vertrommeln konnten, ein Bataillonspiel bis zu 40 Mann, mit Trompeten, Bass, Flöten, Clarinetten und Oboen, mit Pauke und Triangel, wie das bei den 71ern der Fall war. Ein solches Spiel, abwechslungsweise vor einer der Kp. seine in die Knochen fahrenden Märsche erklingen lassend, vermochte die müden Beine zu heben, beim Defilieren die Knie zu strecken und im Kantonnementsorte Jung und Alt zu erfreuen. Beim Zapfenstreich folgte und tanzte die ganze Dorfjugend hinterher und bei einem Platzkonzert erklangen die Gläser noch einmal so fröhlich.

Nur eine Erinnerung! Es war 1939 in Maienfeld. Das Spiel der 185er liess seine Weisen vor dem v. Sprecherhaus erklingen. Der militärische Gruss galt der ehrwürdigen Frau v. Sprecher-Bavier, der Gattin des verstorbenen Generalstabschefs. Welche Freude und wohl wie manche schöne Erinnerung lösten die Militärmärsche im Herzen dieser braven, edlen, vornehmen Soldatenmutter aus, die beherrscht und hoch aufgerichtet, aber doch mit einer verdrückten Träne im Auge, die Spielleute als Dank zu einem frischen Trunk einlud. Wie leuchteten ihre Augen und wie strafften sich ihre Züge, als wir beim Lampenschein der schweren Tage von 1914-1918 gedachten, allwo die Frau «Oberstkörpskommandant» neben Fräulein Els Züblin die Soldatenstuben einrichtete und mit Strümpfestricken nicht müde wurde. Auch in ihrem hohen Alter trug diese bedeutende Frau ihre Heimat in sich, ihre

Bündnerberge und ihre Weinreben, das Licht der Herrschaft und die Bläue des darüber gespannten Himmels.

Ja, viel Poesie spann sich um die Instrumente dieser Spielleute . . . 1927, nach dem Wiederholungskurs in Mettmontstetten und Tagen intensivster Ausbildung, erklangen punkt 12 Uhr mittags die zügigen Märsche des Bat. Spiels 71 durch die Zürcher Bahnhofstrasse hinunter. Wie staute sich da das aus den Büros und Läden herausströmende Volk und mit welcher Freude und stürmischer Begeisterung wurde das vorbeiziehende stolze Bataillon begrüsst und bejubelt. Die Fahne flattere und die Mützen flogen vom Kopfe . . Der Weg bis zum Riedtli Schulhaus streckte sich und wollte nicht enden, aber man hatte auf die Zähne gebissen, für seinen Rock Ehre eingelegt und der leise singenden Fahne mit ihrem prangenden 71 keine Schande zugefügt. So zogen wir 1927 mit klingendem Spiel durch die Strassen unseres lieben Zürichs, währenddem im Kopfe des Kommandanten die Verse Liliencrons zu summen angingen:

«Klingling, bumbum und tschung dada,
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend brichts,
Wie Tubaton des Weltgerichts,
Voran der Schellenträger.»

Und hörte er gut? Es klang wirklich zusammen, das Lied und der Schritt der folgenden Kolonne:

«Der Grenadier im strammen Tritt,
in Schritt und Tritt und Tritt und Schritt,
das dampft und dröhnt und klappt und flirrt,
Laternenglas und Fenster klirrt,
und dann die kleinen Mädchen.»

Klingling, tschungtsching und Paukenkrach – der Major an der Spitze seines Bataillons erwacht aus seinem Sinnen und Träumen, die Truppe hat auf der Riedliwiese eingeschwenkt und beginnt bereits mit ihren Demobilisierungsarbeiten, die in kürzester Zeit beendet sein müssen, währenddem auf den Büros die Schlusskomptabilitäten, die Schlussberichte und die Qualifikationslisten zusammengestellt werden . . . Auf einer sich verströmenden Rose gaukelt ein bunter Schmetterling, der Fahnenmarsch ist verklungen –

tsching, tsching, bum – die Mannschaft ist auseinandergestoben ihren Heimstätten zu, auf der leeren Wiese picken eifrige Spatzen die letzten Brosamen aus geleerten Brotsäcken zusammen.

* * *

Im Jahre 1922 absolvierte ich die Zentralschule II, 1. Teil in Thun, den taktischen Kurs der I. Br. 13 in Frauenfeld und den Wiederholungskurs in Hüttwilen. Der Kommandant der Zentralschulen war damals der ausgezeichnete Taktiklehrer Oberst Ulrich Wille. Die 32 Diensttage waren mit Reiten, Stunden im Theoriesaal und taktischen Übungen ausgefüllt. Zum Croquieren gab es die Menge und als Batallons-Regiments-Brigade und Divisionskommandanten – auf dem Papier – jonglierten wir Truppenkörper, die Kreuz und die Quer, dass es ein Freude war. Daneben pflegten wir «Schüler» eine ausgezeichnete Kameradschaft, wobei leichtere und schwerere Diskussionen jeweils mit einem guten Tropfen befeuchtet wurden. Meine alten Dienstkameraden Hasler und Nievergelt, Hauptmann Jordi, der spätere Waffenchef der leichten Truppen, Sanitätsrat Kläsi, der spätere Professor und Leiter der Nervenheilanstalt Waldau bei Bern, neben vielen andern Kameraden aus allen Gauen der Schweiz, übten sich in der Befehlsausgabe und im Beschlussefassen und paukten die «ordre de bataille» hie und da in schwere Köpfe ein. Als Klassenlehrer amtete u.a. Major Borel, der spätere Armeekorpskommandant, ein geistreicher und durchgebildeter Offizier.

Der Wiederholungskurs brachte nicht viel Neues: Einzelausbildung, Gefechtsexerzieren und Scharfschiessen. Von einer Zusammenarbeit mit andern Waffen war nicht die Rede, die Artillerie war und blieb für uns eine fremde Waffe. Dagegen wurde dem Nachrichtenwesen vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt und im Bataillon wie im Regiment eigentliche Nachrichtentrupps als Patrouillen- und Meldeläufer ausgebildet. Die Ausstattung mit Telephondrähten kam erst später.

Recht erfreulich und wohltuend dagegen war die ausgezeichnete Kameradschaft unter uns Hauptleuten. Ich gedenke an dieser Stelle freudigen Herzens der Hauptleute Forster, Heierli, Geyer und Wacker, der als Mitr. Kdt. zum Bataillon gestossen war und in der Folge bis zum Oberstdivisionär avancierte. Es gab eben schlussendlich und notabene nicht nur Pferde und Pauken, unberechenbare und launige Vorgesetzte, sondern auch zuverlässige und treue, aufgeschlossene und charmante Kameraden und Menschen, die

die Uniform gut und schmuck kleidete und die anderseits ihretwegen nicht verdreht wurden, sondern normal blieben.

* * *

Im W.K. des Jahres 1923, nach einem taktischen Kurs in Pfäffikon, führte Herr Major Eugen Hasler das Kommando, von uns allen begeistert begrüsst. An ihm, einem überaus reifen und gescheiten Kopf, hatten Offiziere und Truppen wieder einmal einen Kommandanten, an dem man im vollsten Vertrauen emporschauen durfte, an dem kein «Falsch» war, der sich von keiner Seite imponieren und bluffen liess. Eine starke Dicherader sein eigen nennend, verstand er es auch, dem ganzen Dienstbetrieb wieder ein wenig poetischen Glanz zu verleihen. Leider konnte ich unter meinem alten und geschätzten Kameraden nur einen W.K. absolvieren, da mich meine militärische Laufbahn schon im nächsten Jahre andere Wege wies. Aber Hasler, später der geschätzte Bundesrichter, blieb mir lebendiges Vorbild. Ich bin ihm heute noch dankbar.

Der W. K. in Rorbas brache ein gut Stück Arbeit, wurde aber freudig bewältigt, dank vorzüglicher und einsatzbereiter Zugführer, von denen ich nur den schon einmal Genannten nochmals erwähnen will, ohne etwa die andern zurückzustellen, es ist derjenige des jetzigen kantonalen Oberforstmeisters Grossmann, Sohn eines alten ehemaligen Rebbauern in Höngg. Oberst Wille, der Oberst Sulzer im Kommando der Brigade abgelöst hatte, inspizierte sämtliche Kompagnien seiner Befehlsgewalt auf Einzel- und Gefechtsausbildung, auf Drill und Defilieren. Auch die Küche musste ihr Sonntagskleid anziehen und die Kantonnemente waren nicht frisch gewichst, aber gefegt und gewaschen und die Spinnen hatten wir alle in Urlaub geschickt . . Die Hose B hatte ihre Bügelfalte erhalten und im Fourierbüro klappte die Komptabilität bis auf den letzten Rappen. Die Hinkebeiner waren irgendwo verstaubt. So hatte der scharfäugige Herr Inspektor an allem Gesehenen nichts auszusetzen, auf dem Felde leistete die Kp. ihr Bestes. Aber auch Herr Oberstkorpskommandant Steinbuch kam einmal in sein geliebtes Rorbas zu uns auf Besuch. Schnurgerade, mit gebügelten Hosen und schwarzglänzenden Schuhen, mit glitzernden Knöpfen und polierten Käppis standen die Mannen da und leuchteten ihrem einstigen «Caquerelle»-Kommandanten entgegen, der sie mit einem verschmitzten Lächeln besichtigte. Er hatte sichtlich Freude an seinen IV / 65ern.

Auf das gemeinsame Nachtessen im Kreise der Kp. Offiziere folgte ein

ziemlich ausgedehnter und ergiebiger Jass! Ende des Jahres 1923 wurde ich zu meiner nicht geringen Überraschung zum Kdt. ad. int. des Füs. Bat. 153 ernannt, dessen Kdo. ich auch noch im Jahre 1924 inne hatte, ohne dass ich vorläufig meine Nummer auf der Achselpatte geändert hätte, da ich nicht gewillt war, kostbare Zeit hingegeben zu haben, um ein Kdo. auf dem Papier zu führen . . .

* * *

Am 25. April des gleichen Jahres rückte ich als Bat. Kdt. in die Rekrutenschule Zürich ein. Alte Kasernenluft wehte mich an, in den Stallungen erwartete mich mein Reitpferd, sonst war niemand zum Empfang und zur Befehlsausgabe anwesend. Aber die Kasernenräume und die Reitbahn waren die gleichen geblieben, auch die anheimelnde Stallluft hatte sich erhalten und sich kaum verflüchtigt. Ich liess satteln, machte mit meinem vierbeinigen Freunde Bekanntschaft und ritt auf die Allmend, die auch die gleiche geblieben war. Von ferne grüsste der Höckler und vom Albisgütli herunter knallte es wie einst. Auch die Arbeit der Rekruten hatte sich, wie es mir schien, in nichts geändert. Das System war anscheinend unverwüstlich . . .

Nach Rücksprache mit dem Schulkommandanten, Herrn Oberstleutnant Bachmann, der mich in den Schulen immer betreut hatte, übernahm ich das Kommando der ganzen Schule und nun konnte der eigentliche Felddienst mit der Ausbildung der kommenden Kp. Kdt. beginnen. Eine Bat.-Gefechtsübung auf Gegenseitigkeit brachte uns bei strömendem Regen über die Albiskette an unsern Verlegungsort Aegeri, wo die Kp. Gelegenheit bekamen, in Verbindung mit der Mitrailleur Kp. Scharfschiessübungen mit Gefechtsexerzieren durchzuführen. Oberstdivisionär Dormann folgte diesen Übungen mit grossem Interesse, nicht ohne eine kleine Angst, es könnte ihm ein junges Leben erschossen werden. Dagegen waren jedoch alle Vorsichtsmassnahmen getroffen worden, sodass jede Übung ohne irgendwelche Gefährdung oder gar Unfall verlief. Dafür splitterten in den gegnerischen Reihen die Holzköpfe hoch. In einer Bat.-Übung auf der Rigi bekam ich Gelegenheit, das Bataillon zu führen. Der erhaltene Auftrag wurde erfüllt. Während der Nacht, vor dem berühmten Morgengrauen, früher als der gegnerische Kdt. erwartet hatte, wurden seine Leute aus den Stellungen geworfen und gegen Baar hinuntergetrieben.

Der Rückmarsch des Bataillons erfolgte gegen den Albiskamm. Dann war auch dieser Dienst zu Ende. Das Bat. 153 wurde mir wohl «in Anerkennung der geleisteten Dienste» auf Ende des Jahres definitiv anvertraut,

während der Kamerad aus der Kavallerie, der mir zur Erlernung des Infanteriedienstes zugeteilt gewesen war, das Kommando des neugebildeten Gebirgsschützenbataillons 11 erhielt. Es wurde eben auch damals mit zwei ungleichen Ellen gemessen. Gold und Familienketten wogen schwer!

Im Herbst 1924 fand in der Gegend von Zug ein taktischer Kurs der 5. Division statt, bei welcher Gelegenheit ich das Vergnügen hatte, meinen Rg. Kdt., Oberstleutnant Andreae, kennen zu lernen, den begabten und vortrefflichen Musiker, Dirigenten und Komponisten, wie auch den begeisterten Militär, der als Major das Berner Schützenbataillon 3 mit Auszeichnung geführt hatte und jetzt mit mir und den Kameraden der Zürcher Landwehr-Brigade unter Oberst Gessner die schönen Herbsttage auf dem Zugerberg genoss. Was nicht heissen soll, dass wir uns nicht auch mit militärischen Belangen beschäftigten, allerdings ohne uns im Croquieren auszugeben . . .

Im November 1924 erfolgte die Einberufung in die Zentralschule II. 2. Teil nach Thun. Der Tagesritt unter Führung des Kommandanten der Zentralschulen, Oberst U. Wille, vom Aarestädtchen nach Pfäffikon (Zeh.) bleibt unvergessen. Er liess an Forschheit und Hindernisnehmen nichts zu wünschen übrig. Die Herren, die nicht gut im Sattel sassen, hatten es schwer. Der Bat. Kdt. mit seinen zwei Pferden musste ein guter Reiter sein ... In drei Wochen erhielten wir «Schüler» den letzten Segen zum kommenden Majorsrang. Wir hatten eine planmässige und gute Schulung hinter uns. Tage wie Nächte waren bis zur Neige ausgeschöpft worden.

* * *

Im Jahre 1925 übertrug mir Oberstkörpskommandant Steinbuch das Kommando des Bat. 71. Die Bataillone waren unterdessen reorganisiert worden, an Stelle von 5 waren 4 Kp. getreten, 3 Inf. und eine Mitr. Kp. Damit war eine gewisse Schwerfälligkeit des Bataillons behoben und die taktische Verwendung erleichtert. Das Regiment 28 führte Oberstleutnant Moser aus Schafhausen, Architekt und Nationalrat, die Brigade 14 stand unter dem Kommando von Oberst Züblin, dem wir schon früher begegnet sind. Rechstanwalt Züblin war in seinen beiden Berufen gleich tüchtig, rasch entschlossen und mit eisernem Willen durchgreifend in der Tat. Da seit geraumer Zeit die Divisionskommandanten Berufsoffiziere und damit festbesoldete Funktionäre des Bundes geworden waren, verzichtete Züblin auf die verdiente Beförderung zum Oberstdivisionären und blieb seinem An-

waltbüro an der Rämistrasse treu. Die zwei Seelen in seiner Brust haben sich später in seinen zwei Söhnen realisieren können, einer kommandiert heute als Oberstdivisionär eine Division, der andere ist als Oberst dem Rechtsanwaltsberufe treu geblieben.

Das Regiment 28, das sich aus den Militärpflichtigen der beiden Züricherseeufer und des Zürcher Oberlandes zusammensetzte, bildete damals eine Zürcher Elitetruppe. Das Bataillon 70 (linkes Seeufer) stand unter dem Kommando von Major Rebsamen, das Bat. 66 (Oberland) unter demjenigen von Major Hegetschweiler, den ich bereits aus früheren Diensten im Regiment 26 bestens kannte. Es wurde in diesen Jahren schwer «getürckt» Man legte Wert darauf, der obern Führung eine bewegliche, das Gelände geschickt und bestens ausnutzende Truppe in die Hand zu geben, die sich in ihrem feldmässigen Verhalten zudem je länger je mehr dem Einfluss und dem Wirken der Luftwaffe anzupassen hatte, die damals auch bei uns, wenn auch nur zögernd, in Erscheinung trat. Inmmerhin, man fing an, das Tarnen zu üben und bald war es so weit, dass die Truppe, nicht ganz zur Freude der Forstmeister, so etwas wie Tannenwälder auf ihren Helmen trug und die Fourgons und die ebenfalls langsam in Erscheinung tretenden Camions grün, grau und blau bemalt oder besser angestrichen waren. Die Camions bildeten allerdings noch ein sehr seltenes Objekt und das zuverlässigste Transportmittel waren immer noch die schwerbenagelten Marschschuhe, deren Nägel jeden Abend poliert werden mussten. Wehe, wenn bei einer Inspektion einer fehlte! Heute, wie man jeweils in den Manöverberichten lesen kann, ist es so, dass die Infanterie sich kaum noch von ihren Camions entfernt, aus lauter Angst, sie könnten ihnen gegebenenfalls davongefahren sein!

Die mechanisierte Armee ist eben auch Untertan des Motors geworden, auch sie unterliegt dem heutigen Gesetz der Hast und des Rekordtempo. Was heute modern, kann morgen bereits veraltet sein, so wird unsere «Generalität» immer wieder vor neue Aufgaben gestellt, die ohne Geld nicht gelöst werden können. Dessen muss sich das Schweizervolk immer bewusst bleiben. Es hat die Ausgaben auch nie gescheut, wenn es von deren Zweckmässigkeit überzeugt war und nicht das Gefühl bekam, in den oberen Rängen fehle es an Zielsicherheit und energischem Durchgreifen. Mit Beschlüssen, die nicht zur Ausführung gelangen, ist es natürlich nicht getan. «Malaisen» entstehen immer dann, wenn an Stelle ganzer, nur halbe Massnahmen getroffen werden und das zahlende Volk den Eindruck erhält, es fehle unserer Landesverteidigungskommission an einer klaren und eindeutigen Konzeption . . .

Im Jahre 1925 fand ein Divisionswiederholungskurs statt. In der ersten Woche lag das Bataillon in Neftenbach und Umgebung, in der zweiten Woche fanden Übungen auf Gegenseitigkeit statt, wobei die Brigade 14 mit zugeteilter Artillerie die Manöverdivision bildete, die sich unter souveräner Führung ihres Kdt. gegen die 5. Division (13. und 15. Brigade) schlug und ihre Aufgabe in brillanter Weise löste.

Das Dorf Rickenbach hatten die 71er zu einer vorgeschobenen Riegelstellung derart ausgebaut, dass jeder Angriff der Brigade 13 zerschellte und die gegnerische Division nicht vorwärtskam. Bei der ersten Manöverbesprechung spendete Korpskommandant Steinbuch dem Bataillon ein besonderes Lob. Um wieder Bewegung in die erstarrten Fronten zu bringen, hatte sich die Manöverdivision auf die Höhen von Brütten zurückzuziehen und hier eine neue Abwehrstellung zu beziehen. Das Bat. 71 hatte den Rückzug bei einbrechender Dunkelheit zu decken. Die Ablösung vom Gegner gelang unbemerkt. Es schien, dass drüben beim «Feind» nicht alles klappte. Den 71ern wurde allerdings nur eine sehr kurze Ruhezeit eingeräumt. Kaum hatte ich mich, lange nach Mitternacht, auf die Feldpritsche gelegt, als ich vom Brigadekommando den Befehl erhielt, mit dem in Reserve liegenden Bataillon im Morgengrauen eine gewaltsame Rekognoszierung durchzuführen und damit zugleich die Absichten des Gegners zu durchkreuzen. Der Morgenstreich gelang so gut, dass ungewollt, aber zu unserer grossen Freude, der gegnerische Brigadestab, der seine Nase zu weit vorgestreckt und die Aktivität des Gegners wohl unterschätzt hatte, von 71ern umringt war und für eine zeitlang ausser Gefecht gesetzt werden konnte.

In der Morgendämmerung donnerten die Geschütze über die friedlichen Dörfer hinweg, die Maschinengewehre fingen an zu hämmern, die ersten Gewehrsalven begannen zu krachen. Über die Stellungen und die Absichten des «bösen Feindes» waren wir orientiert. Unsere Verteidigung sollte in aktiver Weise geführt werden. So erhielt denn auch das Bat. 71 den Befehl, sich unbemerkt in der rechten Flanke des Gegners zum Flankenstoss bereit zu stellen. Die «Angriffsgrundstellung» wurde noch in der Nacht bezogen und zur bestimmten Stunde erfolgte der Flankenangriff in die gegnerischen Reihen, wobei ausgerechnet und zu meinem Leidwesen das Bat. 65 zuerst aufgerollt wurde. Damit war eigentlich der Zweck der Übung erreicht und gegen 9 Uhr konnte der Übungsleiter Gefechtsabbruch blasen lassen. Freund und Feind waren miteinander wieder versöhnt; währenddem auf dem Feldherrnhügel die Manöverbesprechung stattfand, konnte die Truppe ihre Feldflasche und ihren Brotsack leeren. Das Lob, das den 71ern gespendet wurde,

habe ich getreulich der Mannschaft, die während den Manövertagen ihr Bestes hergegeben hatte, weitergegeben.

Als Auszeichnung durfte an dem Tage das Bataillon 71 mit seinem klingenden Spiele von 40 Mann, das Defilé eröffnen. Hochaufgerichtet und mit glänzenden Augen marschierte die Truppe mit gleichgeschulterten Gewehren und gestreckten Knien an ihrem hageren Korpskommandanten vorbei, der ihr freundlich zunickte und die 71er Fahne mit besonderem Stolze grüßte.



In den kommenden Jahren folgten sich nach einem festgelegten Turnus Regiments- und Bataillonswiederholungskurse, mit entsprechender Einzelausbildung und Übungen in kleineren Verbänden. Die zwischen den W.K. liegenden Monate wurden ausserdienstlich mit Vortrags- und Diskussionsabenden, oder mit Kriegsspielübungen im Gelände oder im Saal, ausgefüllt. Bei dem damaligen 14-tägigen W.K. spielte die ausserdienstliche Tätigkeit der Offiziere eine äusserst wichtige Rolle. Sie hat auch heute noch ihre entscheidende Bedeutung beibehalten, ist doch der ganze Führungsapparat noch viel komplizierter geworden, und verlangen die stets neuauftretenden Waffen vermehrtes intensives Studium. Die ausserdienstliche Tätigkeit ist auch dazu angetan, die Kameradschaftsbande fester zu knüpfen und sich unter Kameraden besser kennen und schätzen zu lernen.



Vor Jahren war die Rede davon gewesen, den Bat. Verband aufzulösen und die Kp. direkt dem Reg. Kommando zu unterstellen. Es war dies eine ganz abwegige Idee, die sich glücklicherweise nicht realisierte. Wie gut ist es doch, dass sich, ganz allgemein gesprochen, phantasiereiche oder gar phantastische, aber auch absurde Ideen nicht ohne Weiteres realisieren lassen. In unserer Armee wurde in genügender Menge geprübelt und auf Einzelleisen gefahren und in gewissen Beziehungen unseren Reglementen zu wenig Nachachtung geschenkt. Jeder glaubte ein jedes tun zu dürfen. Unsere Soldaten haben unter den verschiedenen Mätzchen, die beispielsweise immer wieder unter der Form eines neuen Gewehrgriffes in Erscheinung traten, genug zu leiden gehabt.

Zum Schluss noch ein Wort über den Bataillonskommandanten. Er hat die Schlüsselstellung in der Armee inne. Er ist die Seele des Bataillons als Kampfeinheit, er ist der Träger und Bildner des Korpsgeistes. Er ist mit der

Fahne seines Bataillons identisch, sein Geist beseelt das Fahnentuch, und lässt es freudig über die Köpfe seiner Soldaten knistern und funkeln. Eine Melodie, die die grauen Röcke nicht mehr vergessen können! Es weht darin unverwüstliche Heimat, eidgenössischer Gemeinsinn, Weitsicht und toleranter Humanismus! – Der Bataillonskommandant ist der Erzieher seiner Offiziere, ihr Berater und Freund, nicht nur ihr Vorgesetzter. Er ist in aller erster Linie für den Nachwuchs und die Besetzung der oberen Kommandostellen verantwortlich. Er schlägt seine Offiziere zum Kp. oder Bat. Kdt. vor und nimmt den Nichtvorgeschlagenen weder Würde noch Dienstfreudigkeit. Lieber ein guter Subalternoffizier bleiben, als ein schlechter Kp. Kdt. werden! Wenn man übrigens an den grossen Ausfall von Offizieren zu Kriegszeiten denkt, so sollte jeder Subalternoffizier in der Führung einer Kp. geschult werden. Alle oben erwähnten Aufgaben sind gar nicht so leicht. Es braucht zu deren Erfüllung nicht nur einen hohen Kragen, sondern viel Intelligenz und Menschenkenntnis und vor allem eine Vornehmheit der Gesinnung, letztere die seelische Ausgangsstellung eines jeden Offiziers.

Kein Mensch hatte 1918 an den Ausbruch eines zweiten Weltkrieges geglaubt, mit Ausnahme der wenigen, die den Versaillervertrag näher kannten und in ihm den Grund eines neuen Krieges sahen. Leider enthält jeder Friede den Keim einer neuen militärischen Auseinandersetzung! So kam 1939 der zweite Weltkrieg. Die Armee war gerüstet, der alte Abwehrwille wach. Wieder stand sie da, wie aus dem Erdboden gewachsen. General Guisan hatte seinem Chef Rudolf Minger zu danken. Tüchtige Korpskommandanten unterstützten ihn in seiner Aufgabe: Miescher, Borel, Constam, Labhart. Im Stillen wirkte der Generalstabschef Huber. Die Festung Sargans war im Ausbau begriffen. Als Infanterie standen ihr besonders Territorialbataillone zur Verfügung. So auch das Ter. Bat. 185, worüber ich in meinem Buche «Der Graue Rock» geschrieben habe. Wie bereits erwähnt: die Territorialtruppen bildeten nicht mehr ein Greisenkorps, sondern leisteten sogar Gebirgsdienst!

Guggenheim zeichnet das folgende prächtige Bild unserer Armee: «Sie hatten es geschafft! Während mehr als vier Jahren war die Kriegsfurie unsern Grenzen entlang gebraust, eine Maschinerie des Todes und der Zerstörung, gesteuert von der Laune eines Wahnsinnigen, aber die Dämme, die diese bescheidenen Leute in ihren uneleganten Uniformen aufgeworfen hatten, hielten stand; die vielen, vielen Tage und Nächte

ihres rühmlosen Dienstes, ihre ungezählten Märsche, ihre Pickerei im Gerassel der Betonmaschinen, die monotone Folge der Aufgebote und Entlassungen, ihr Schweiss, die mühselige Arbeit, ihre Selbstverleugnung, unter den Befehlen und ihr stilles Rezept «Nüd derglyche tue», sie hatten sich bewährt. Heute empfangen sie, da der Orkan ausgetobt hatte, ein jeder für sich, im stillen Abend, der sich über die Ebene auszubreiten begann, ihren Lohn, für den es ausweichende menschliche Worte nicht gab. Wir nannten es Friede. Aber wir empfanden es wie jene stumme selige Müdigkeit, die uns nach langem eintönigem Marsche auf harter Strasse, gegen den beissenden Regen, mit schmerzenden Schultern und brennenden Füßen, durchkältet und hungrig in das rauhe, warm atmende Stroh unserer Kantonmente sinken liess.»

Für jeden, der in der «uneleganten Uniform», im grauen Rock, seinen Dienst leistete, sind des ganz grosse Worte, die in keiner andern Schilderung unserer Armee und unseres braven Soldatentums zu lesen sind.

* * *

General Guisan hat in seinem letzten Armeerapport in Jegenstorf in Anwesenheit des Vorstehers des Militärdepartementes, des Armeestabes, der Armeekorps-Divisions-, Brigade- und Regimentskommandanten u.a. folgende Worte ausgesprochen: «Der Krieg wird ein immer fürchterlicheres Unternehmen materieller Art. Was helfen da die Felsen unserer Berge? Wie dem auch sei, die Maschine wird auch die schrecklichsten Angriffs- oder Verteidigungswaffen nie allein zum Einsatz bringen können. Der Mensch aus Fleisch und Blut und sein persönlicher Wert werden immer die Hauptsache bleiben – aber ein Mensch, der zum Soldaten erzogen und Träger einer militärischen Tradition ist, ein Mensch, der durch seinen Eid gebunden ist und einer Losung treu bleibt.»

Und weiter hat er seinen nächsten Mitarbeitern gesagt: «Die Zeit des ‚Soldatenspiels‘ ist vorbei, und wird nicht wieder kommen.. Ich habe während des Aktivdienstes gegen eine gewisse Neigung zum Formalismus, zur Übertreibung und zu dem, was ich ‚l’esprit de caserne‘ nannte, gekämpft. Diese Tendenz ist bei uns umso gefährlicher, als wir die Feuertaufe nicht empfangen haben. Wir können mit ihr fertig werden, wenn wir an die Würde der Männer denken, die zu kommandieren wir die Ehre haben, und wenn wir uns immer vor Augen halten, dass wir, wenn es sein muss, von jedem von ihnen das Opfer seines Lebens verlangen können und verlangen müssen» Ob diese Worte bereits verloren gegangen sind?

Unsere Armee steht heute wiederum mit eingerollter Fahne Gewehr bei Fuss, dem politischen und konfessionellen Lärm abgekehrt, hart an der Werkbank, am Pflug, im Magazin, im Büro, im Lehrzimmer amtierend, aber immer noch da, bereit, wenn es sein sollte, den äusseren wie den inneren Feind zu bezwingen. Die Struktur unserer Wehrmacht wird sich den neuen, modernen Gesichtspunkten anpassen, neue Waffen, neue Kampfarmen, neue Verbände werden wohl das äussere Bild ändern, der Geist der Armee wird der gleiche bleiben müssen, wie ihn ein einfacher Soldat des Ter. Bat. 185, Gefreiter Ernst Düringer, in folgende schlichte Worte gefasst hat

Im roten Feld das weisse Kreuz
liess unsre Herzen flammen!
Es gab uns allen Kraft und Speuz!
Fest hielten wir zusammen.



Und kämen wir wieder gezogen,
mit Banner und mit Spiel,
Leicht würden wir nicht gewogen,
Wir von der Limmat und der Sihl . . .

Unser Soldatentum in der modernen Schweizer Literatur

In Hofmillers «Die Bücher und Wir» habe ich in der Abhandlung «Die Erzählungen Jakob Bossharts» folgende Sätze gelesen: «Es ist zum Staunen; immer wieder trifft man auf einen Schweizer Erzähler, den man bisher zu wenig gekannt hat, und immer wieder hat er uns etwas zu sagen, das über den Alltag hinausreicht. Es ist als sprudelten die Brunnen des Lebens frischer in diesem gesegneten Lande, als seien in seinen Büchern das spezifische Gewicht an Leben, an Schicksal, schwerer, als ständen ihre Verfasser der Wirklichkeit näher und hätten länger, ruhiger und schärfer zugesehen, wo aus glühendem Metall die stählernen Geschicke geschmiedet werden. Man kann den wahrhaft erzieherischen Einfluss, den die Schweizer Literatur auf die deutsche seit geraumer Zeit ausübt, nicht hoch genug anschlagen.»

Diese prächtige Charakterisierung schweizerischen Schrifttums gilt in erfreulicher Weise auch für unsere heute noch lebenden Schweizer Schriftsteller. Auch sie, die Heer, Inglin, Guggenheim, Stichelberger, Burckhardt, Arnet, Faesi, Cécile Lauber, Regina Ullmann und vielleicht noch andere mehr, die sich meiner Kenntnis entziehen, schöpfen aus den Quellen unseres Heimatbodens die Reinheit ihres seelischen Schaffens, entnehmen dem lichten Himmel seine Bläue und Frische und halten in ihrer Sprache das Knorrige, aber auch Würzige und Eigenartige unseres Landes fest. Erfreulicherweise bleibt trotz der Enge des Raumes ihre Eigenart gewahrt. Jeder spricht und schreibt seine ihm eigentümliche Sprache und vertritt seine ihm gehörende und sich selbst erschaffene Welt.

Bei allen aber ist keine verstaubte Bücherzimmerluft zu finden, sondern lebendiger Odem, sei es die heisse Föhnluft der Berge, sei es die kalte Bise oder der laue West, als Ausdruck und Sinnbild menschlicher Leidenschaften, dämonischer Mächte oder heiterer Seelenstimmungen. Und noch etwas. Wir finden unter ihnen keine Pathologen, keine seelisch «Angehickten», keine Erotiker und keine Eingebildeten, keinen Psychopathen mit dem Seziermesser der Seele in der Hand, keine literarischen Gaukler und Schöntuer, sondern von ihrer Mission erfüllte Sprachformer und künstlerische Gestalter ihrer Stoffe. Bei ihnen allen ist uns «als ob jeder von ihnen sechs Quadratfuss Sonnenschein und ein paar Eimer Luftessenz um sich hätte.»

Es ist nach dem Gesagten ganz selbstverständlich, dass die beiden erlebten Weltkriege auch in unserer Literatur ihren Niederschlag finden mussten, so vor allem bei Gottlieb Heinrich Heer, Kurt Guggenheim und Meinrad Inglin.

* * *

Gottlieb Heinrich Heer, bekannt durch seine Romane «Die Königin und der Landammann», «Thomas Platter», Junker Diethelm und die Obristen», «Verlorene Söhne», «Spuk in der Wolfsschlucht», sowie durch eine Reihe von Novellen und Legenden, schreibt in einer färben- und bilderreichen, rhythmischen Sprache. An Hand historischer Ereignisse, wie Emmanuel Stüchelberger in seinem Vortrag «Über den Geschichtsroman» festlegt, die er kraft seiner Phantasie und seines Gestaltungsvermögens mit neuen Farben visionär auszugestalten weiss, entwickelt er menschliche Schicksale, schürzt er menschliche Verwicklungen, spannt er menschliche Kräfte zur eigenen Vernichtung oder seelischer und materieller Befreiung.

Ob Heer die Fabel im 17., 18., 19. oder 20. Jahrhundert spielen lässt, immer stellt er uns Helden vor Augen, mit heissblütigem, leidenschaftlichem Herzen, aber auch mit klarem Verstand, die den Weg ihrer Pflicht gehen, für ihre Heimat eintreten und für sie auch Opfer auf sich zu nehmen gewillt sind. Neben die Männer treten die Frauen, hohe, sittlich starke Schweizerfrauen, mit ihrem Herzen voller Liebe, Barmherzigkeit und Tapferkeit. Sie führen keine grossen Worte, sie greifen nicht entscheidend in die Handlung ein, sie intrigieren und politisieren nicht – die Obristin ist eine Schwedin –, sie sind keine Betörerinnen, die fremdländische Barina ausgenommen, sie sind keine weltlichen von Sinneslust befallene Damen, wie beispielsweise diejenigen in der Geschichte des Hochstaplers Krull, sie sind einfache, arbeitsame, mit dem harten, realen Leben verbundene Frauen.

Immer wieder versteht es Heer, durch den Mund historischer Persönlichkeiten die eigene Zeit scharf, aber nie verletzend richtig und wahrheitsgetreu zu beleuchten. Es geht ihm um den Menschen, nicht wie andern Romanciers in etwas frivoler Weise um die sogenannte bürgerliche Gesellschaft. Heers Herz und Kopf sind mit den ewigen menschlichen Problemen beladen. Beständig beschäftigt ihn der Gedanke der Menschlichkeit, der Toleranz, der Humanität. Er kämpft in seinen Büchern gegen menschliche Niedertracht und Dummheit, wie der Dichter in Guggenheims «Wir waren unser vier», nur seinem Habitus gemäss gewaltiger, faustischer, wohl auch rücksichtsloser. Aber es sind goldene Rücksichtslosigkeiten . . .

Zurzeit der ersten Grenzbesetzung spielt die Erzählung *«Der Lausbub»*. Fritz heisst dieser Lausbub, dem während seiner Ferien am Untersee die Not am andern Ufer und weiter drinnen in deutschen Landen am Herzen frass. Er will helfen und scheut das Wagnis nicht. Er überlistet den Grenzwächter Jakob, der in Mathilde, der Tochter seiner Base Maria, verliebt ist, bewegt beide zu einem Rendez-vous um neun Uhr am Seeweg und hofft damit freie Fahrt zu erhalten, da er «eben erfahren, wie leicht verliebten Frauen etwas vorzumachen sei» und als «die Dämmerung die Hänge emporzusteigen begann», vollführte er seine grosse Tat. Die Schüsse des aus seiner Liebesduselei aufgeweckten Grenzwächters verfehlen ihr Ziel – während die «abgeschüttelte Mathilde aufschreiend zwischen das Röhricht sank». Fritz wollte die Fahrt ein zweites Mal wagen. Aber da hatte er nicht mit den Argusaugen und der Detektivbegabung des Berner Kompagniekommandanten und Hauptmanns Traffelet gerechnet. Wie Fritz die Bootsränder fasste und sich mit seinen Liebespaketen startbereit machen wollte, wurde er von zwei Soldatenfäusten niedergerungen und ins Kp. Büro geschleppt, wo er von Traffelet mit der im roten Kragen steckenden Zunge mit den Worten empfangen wurde: «Du bist der gottverfluchtste Lausbub und Galgenstrick, der mir zeitlebens vor die Augen gekommen ist.»

Der Lausbub muss zur Strafe seine Ferien frühzeitig abbrechen. Er wird nach Hause geschickt. Was hatte er eigentlich verbrochen? Er hatte ein erstes Mal seinen hungernden Brüdern am andern Ufer Lebensmittel zugeführt. Er wollte dies ein zweites Mal tun, allerdings nicht allein aus Nächstenliebe, sondern wohl auch aus einer in allen gesunden Buben steckenden Abenteuerlust. Mit seiner Tat hatte er zugleich Mathilde vom Grenzwächter Jakob befreit und damit seiner Base Maria Sager einen grossen Dienst erwiesen. Aber eben, die Strafe musste sein. Warum, wusste imgrunde niemand, auch der unsympathische, Komödie spielende Hauptmann nicht, dem es seine Uniform angetan hatte.

Der Kellersche Taugenichts und der Heersche Lausbub sind Brüder – beide kommen als Knaben gegen die Dummheit der Alten nicht auf . .

*

Die Erzählung *«Ordnung und Schicksal»*, in die Sammlung *«Gute Schriften»* aufgenommen, spielt während des zweiten Weltkrieges und schildert in prächtigen Worten den Aktivdienst einer Kompagnie und die Versöhnung zweier Kameraden, die wegen ihrer Liebe zu Therese sich verfeindet hatten

und die durch den grauen Rock einander wieder zu finden vermögen, nachdem während eines Patrouillenganges der eine den andern über die tatsächlichen Vorgänge aufzuklären vermochte. Das Schicksal war für beide Kameraden herb, aber der Militärdienst vermochte die in Brüche gegangene Kameradschaft wieder herzustellen. Heer schreibt: «Es ist etwas Eigenes um das Dienen im feldgrauen Kleid. Sobald der Mann auf den Ruf zum Schutze der Heimat in den andern Rock schlüpft, ist es als beginne auch sein Denken und Fühlen sich zu verwandeln. Mit einer seltsamen Beklemmung mag er nach ihm greifen; wenn aber das feste Tuch seinen Körper in eine gebieterische Rüstung hüllt, wächst unwiderstehlich der Drang, die innere Richtung des Menschen dem Zweck des Kleides anzugleichen . . . In diesem Augenblicke wird der Bürger eigentlich zum Soldaten. Von nun an gehört er nicht mehr sich und seinem eigenen Daseinsermessen, von nun an ist er gleichgestellt mit allen, die zu Kameraden werden, einem beherrschenden Gebote untergeordnet, einer mächtigen Sendung überantwortet, die auf Gemeinschaft sich gründet und die für sie einsteht.

Jedoch, und das ist eine weise Fügung der Natur, es bleibt bei einem solchen Umbau der seelischen Gemächer eine stille Kammer unberührt, in die alle Sorge und jegliches tiefere Wirken für das eigene Sein sich zurückziehen und gleichsam unentwegt treue Wachen halten, dass der Soldat den Bürger und seine Lebensverbundenheit nicht ganz vergesse und nicht zum bedenkenlosen Landsknecht werde. Denn wie könnte er den guten Sinn seiner Schutzaufgabe erfüllen, bliebe ihm nicht das Bewusstsein der zurückgelassenen Werte, seiner Lebensarbeit und seiner Liebesverantwortung gegenüber Frau und Kind und zugehörigen Mitmenschen irgendwo mahnend lebendig, um derentwillen er sich wandeln und zur Fahne eilen musste.»

Mit der Schicksalsverbundenheit der beiden Kameraden Thommen und Hirzel, verfolgen wir das Leben der Kompagnie auf dem Marsche, im Kantonnement, in der Übung auf Gegenseitigkeit, im Bataillonsverband, beim Alarm, über dem allem das Auge des Hauptmanns wacht, der von Heer mit folgenden träfen Worten geschildert wird: «Der Hauptmann, den im knappen Abstand die Zugführer folgten, stellte sich vor seine Leute. Mit einem rasch prüfenden Blicke umfasste er sie alle. Das war die täglich geübte innere Fühlungsnahme des Vorgesetzten mit seinen Untergebenen, bei der er zur eigenen Gewissheit ihre unverminderte Bereitschaft erspürte und durch die sie ihrerseits, den offenen Blick auffangend, ihr Vertrauen, soldatisch aufgehoben und geführt zu sein, immer wieder kräftigen sollten. Er war ein Hauptmann im wahren Sinne des Wortes, ein Mann, der in jeder

Beziehung das Haupt, das denkende und lenkende, war und der es begriffen hatte, dass sein Grad die reinste und schönste Verkörperung der feldgrauen Ordnung bedeutete. Er wusste die Straffheit des Vorgesetzten mit der Einsicht des väterlich Sorgenden zu vereinigen, wo es am Platze war, und er fühlte sich, nach oben verantwortungsbewusst und aus militärischem Können heraus selbständig, seiner Mannschaft verbunden und ihrem Wohl wie ihrer Wehrtüchtigkeit verpflichtet.» Heer hat mit diesen Worten wohl das Idealbild eines Kp. Kdt. gezeichnet.



Glücklicherweise entbehrte unsere Armee nie einer überwiegenden Grosszahl solcher Hauptleute, die ruhig und überlegen ihren Dienst versahen, den guten Geist der Kompagnie hegten und pflegten, mit ihren Soldaten kameradschaftlich verbunden waren, ohne von ihrer Autorität etwas einzubüssen, weil sie Vorbild waren in militärischer Haltung, in ihrem Tenue, in ihren Worten, weil sie neben der hochdeutschen Kommandosprache auch die Dialektsprache des Herzens kannten, weil sie Soldaten waren von der Scheitel bis zur Sohle, Papierkrieg und Mätzchen verpönten und ihren Dienst leisteten, weil er ihnen Pflicht und Freude war. Die Hauptleute prägten die Armee und wenn während beiden Kriegen auf unsere Armee absoluter Verlass war und sie dastand als wirkliche Armee und nicht als Militärverein, so gebührt hiefür vor allem allen unbekanntem Hauptleuten der grösste Dank. Versager, wie sie Inglin in seinem Roman «Schweizerspiegel» zu beschreiben beliebt, waren in der verschwindenden Minderheit. Neben dem Hauptmann trat aber auch der Zugführer, der es in einem langen Aktivdienst nicht leicht hatte, traten die Unteroffiziere, die alle nach bestem Wissen und Gewissen ihrer Pflicht nachzukommen strebten, traten die kleinen Gefreiten, von deren Auszeichnung Heer schreibt, sie sei die bescheidenste und stolzeste zugleich, «die das Vaterland zu vergeben hatte, bescheiden, weil sie nicht mit Ruhm und Gut verbunden war, und stolz, da sie einzig durch die unbeirrte Erfüllung einer eigenen Leistung verdient werden konnte.»



Kurt Guggenheim schenkt uns in seinem 1949 erschienenen Buche «*Wir waren unser vier*» ein gar köstliches Dokument der zweiten Grenzbesetzung. In einer knapp gehaltenen, wirklichkeitsgetränkten Sprache erzählt er die

Ereignisse in unserem Lande während des zweiten Weltkrieges, das Verhalten unseres Volkes und die Erlebnisse der vier Waffenkameraden, des Arztes und Oberleutnants Loriol, des Wissenschafters und Juden Glanzmann, des Magazinchefs und Korporals Umbrecht und des Dichters und Füsiliers Anwand, vier prächtige Soldatengestalten, vier prächtige und liebe Menschen, die mit einander diskutieren und philosophieren, wobei Guggenheim Gelegenheit erhält, sich über kulturelle, politische, medizinische und allgemein menschliche Probleme auszusprechen, unsere Heimat zu charakterisieren, wie sie sich in den Jahren 1939-1945 darbot und vor allem den soldatischen Geist zu schildern, der in unserer damaligen Armee herrschte.

Im Gegensatz zu Heer und Inglin schildert er uns keine militärischen Begebenheiten, keine Übungen oder Vorkommnisse innerhalb eines Truppenteils, wir sehen nur die Vier ihre Pflicht erfüllen, verfolgen ihre Gedankengänge und erhalten damit nicht ein eigentliches Bild der Armee und ihrer Funktionen, sondern eher die spezielle geistige Atmosphäre, die sich langsam unseres Landes bemächtigte und die Grundlagen unseres Wehrsystems in den Vieren verkörpert. Damit erhalten wir allerdings zugleich die kraftvolle Vorstellung der Gesamarmee in ihrem geistigen Habitus.

*

Guggenheim ist ein schauender, visueller Dichter, die Bilder des Seins, so wie er sie erschaut und erlebt, so wie sie ihn ergriffen und erschüttert haben, so hält er sie mit seiner Feder fest und seiner Phantasie und Gestaltungskraft bleibt es vorbehalten, sie zu einem grossen, harmonischen Mosaik zusammenzufassen. Guggenheim schreibt eine schöne Sprache, die sinnreich zu analysieren versteht. So wenn sie beispielsweise den Waadtländer und den Ostschweizer miteinander vergleicht, jener «von den Ufern eines blauen Sees stammend, geboren unter einem Himmel, der das Mass hielt, mit einer Sprache, die sich um das Bescheidene und das Mass müht, jeder Bauer ein Querkopf; diese nach Formeln lebend, die sie der Literatur, der Politik und dem Reglement der Wehrmacht entliehen haben.» Über die Landesausstellung 1939 lesen wir den originellen Beschrieb: «Am Anfang eines grossen Krieges, diese Auslegeordnungen unter freiem Himmel, sie sind wie unser Protest, unser Einspruch gegen die Drohung der Natur. Eine Art Beschwörung, eine Art Flehen, eine Art Gebet. Denken Sie nur an die Höhestrasse! Wir bitten Gott, er möchte uns Menschen, denen er gewährt hat, sich von der Natur zu lösen, die im Begriffe zu löschen er war, nicht wieder in sie

zurückstossen und uns das Köstlichste von allem, das Bewusstsein nicht wieder nehmen.»

Der Schweizer wie er lebt, denkt und seinen Stumpen raucht, wachsam und zuverlässig, genau und angriffig ist, das Schicksal über sich ergehen lässt, ohne dergleichen zu tun, ist in der prächtigen Gestalt des Vinzenz Umbrechts verkörpert, Magazinchef im Zivil und Korporal in der Armee, der ohne grosse Worte seine Pflicht erfüllt, eine Nacht hindurch die M.G.-Gurten in Ordnung bringt, das Fehlen einer Panzergranate entdeckt und damit sein Land vor einem eventuell schweren Schaden bewahrt. Mit Dr. Loriol kann er, der Mann aus dem Volke, nicht über die letzten Dinge des menschlichen Lebens philosophieren, dafür lebt er sein Leben ohne Maske, ohne Verstellung, immerwährend getreu, ein Mann, der zu jenen Leuten gehört, «die erst in den Schwierigkeiten das volle Mass ihrer Kräfte zeigen können.» Er heiratet während des Krieges seine Stellvertreterin als Magazinchef, «hat diesen Akt auch ernst genommen und sich nicht gescheut, im feierlichen Schwarz eines Gehrocks» zu erscheinen. Er gehört nicht in den Kreis der zwiespältigen Jugend, wie sie uns Guggenheim in seinem Werke «Alles in Allem» schildert, sondern zu den Stillen im Lande, die mithelfen, eine Stadt Zürich aufzubauen.

Guggenheim in der Gestalt Dr. Loriols hat Freude am einfachen Leben, liebt die einfachen Leute, ihr Gehaben, ihr gesundes Denken und ihr vernünftiges Handeln. Deshalb zeichnet er auch mit Liebe und teilnehmendem Humor den Hochzeitstag Vinzenzens und der Berta Steinegger, diese in weissem Samt gekleidet, den Strauss weisser Nelken in der Hand und den Schleier unter dem Myrthenkränzchen tragend. Im bekannten Zimmer des Stadthauses werden die beiden getraut. Ein männliches Ja erklingt aus dem Munde des Bräutigams – ein Ja, dem man den Militärdienst anmerkte, fügt Guggenheim lächelnd hinzu. Und was tat der brave Schweizerkorporal hernach? «Er tat, was er dem Augenblick schuldete. Seiner jungen Frau Gesicht zwischen seinen Händen haltend, blickte er ihr in die Augen und sagte einfach: «Solange noch Blut fliesst in diesen Armen, musst Du keine Sorgen mehr haben.» Hierauf küsste er sie und versorgte das blaue Familienbüchlein, das er erhalten hatte, in seiner Brusttasche.»

So haben Tausende von braven Unteroffizieren ihre Pflicht erfüllt, dem Lande und ihrer Familie gegenüber, ohne viele Worte, und nicht immer mit dem nötigen Dank bedacht, der ihnen zugekommen wäre, da der Dienst als Korporal besonders in einer demokratischen Armee nicht so leicht ist und es sehr viel Männlichkeit und Selbstsicherheit braucht, um als Kamerad

unter Kameraden seine Autorität wahren und den Befehlen der Obern nachkommen zu können. Es ist nicht immer leicht unter allen Umständen «das Nächstliegende und Notwendige» zu tun, so wie es Vinzenz bei der Bombardierung seines Hauses zu tun imstande ist. Auf seine Kameraden alle passen die Worte, mit denen Guggenheim ihn würdigt: «Er ist ein Vertreter jener wunderbaren Kraft des Volkes, die ohne Zögern das Gebotene vollbringt. Er ist ein einfacher Mann, dein Freund Vinzenz, aber in ihm schlummert das Geheimnis dieses Landes. Mit beherzten Händen greift er nach den Stoffen der Erde, sie zu den Dingen zu formen, deren wir bedürfen, jenes Land zu schützen, das Gott uns geschenkt.»

Der Zweite dieser Vier ist Kanzlist Anwand, Beamter in der städtischen Verwaltung und Dichter im Nebenberuf. Braun, mager, mit zerknitterter Gesichtshaut und hervortretendem Adamsapfel – ein freudiges und gequältes Bild der Poesie», wie ihn Guggenheim beschreibt, leistet er mit Glanzmann, Umbrecht und Loriol im gleichen Bataillon Aktivdienst. Eine Ausmusterung hätte ihn tödlich getroffen. Der «schmale Soldat», der still und ohne Murren seine militärische Pflicht auf sich nimmt, erhebt einmal männlich und mutig seine Stimme. Wie sein Kp. Kdt. an Landesverrat grenzende Worte an die Kp. richtet, wagt er seinem Vorgesetzten die Worte ins Gesicht zu schleudern: «So wie ich es auffasse, wäre dann, wenn das Land besetzt würde, niemand mehr da von uns, sondern alle gefallen, auf dem Schlachtfelde!» Die mutigen, sich gegen einen defaitistischen, nazifreundlichen Geist richtenden Worte, sind der Ausdruck der ganzen Kompagnie; denn «es ging ein Engel durch den Raum, wie man sagt – ein jeder spürte es.» Anwand wird zum Symbol des guten, Heimat besessenen Schweizersoldaten, der während Hunderten von Diensttagen seinen Tornister und sein Gewehr buckelte, dessen Beine unermüdlich Kilometer um Kilometer frassen, dessen Hände pickelten und schaufelten, Tage und Wochen lang, der Nächte lang auf Wache stand, Patrouillen lief, seine Absätze zusammenknallte und aus der Gamelle seinen magern Spatz verschlang: der Schweizersoldat, der immer Soldat ist, sofern man ihn als solchen behandelt und nicht beleidigt, der ein phrasenreiches Pathos ablehnt, da er es nicht erträgt, dass man etwas Heiliges mit leeren Worten profaniert, der aber dafür im gegebenen Moment seine Vaterlandsliebe umso eindrucklicher mit der Tat bekundet.

*

Anwand ist aber auch der Soldat, der zu verstehen versucht und zu entschuldigen weiss, einer von den vielen, die ihren unfähigen Hauptmann

menschlich zu tragen vermochten und ohne sein Zutun die Kp. flott dastehen liessen. Er hat seinen Hauptmann durchschaut und erkannt. Nach seiner Auffassung ist er kein schlechter Eidgenosse, «aber das Übel sei, dass er an hoffnungsloser Dummheit kranke, die in einem Menschen während eines ganzen Lebens unerkant harmlos schlummern, explosionsartig sich aber plötzlich entfesseln könne.» Die Worte Guggenheims über die Dummheit, die er Anwand in den Mund legt, sind so golden, dass ich nicht umhin kann, sie an dieser Stelle zu zitieren:« Die Dummheit ist weder an eine soziale Schicht, noch an ein Alter, noch an das Geschlecht gebunden. Nach unserer persönlichen Erfahrung müssen wir zugeben, dass wir die reinsten Formen der Dummheit nicht wie man vermuten könnte, beim weiblichen Geschlecht gefunden haben, sondern beim männlichen, wo sie sich zu jener sturen Dämonie entwickeln kann, die Furcht einflösst . . . Die Eigenschaften, mit denen sich die Dummheit zu paaren beliebt, sind: Die Bosheit, der Stolz, die Einbildung, der Fleiss, die Feigheit, der Mut, der Müssiggang . . . ohne Rücksicht auf andere Zustände, wie Reichtum, Moral, Ansehen, Beruf, mottet die Dummheit im Verborgenen und ist sehr schwer zu erkennen . . . Sie hat mit Wissen und Bildung nichts zu tun, es gibt Gebildete, die dumm sind wie Ungebildete . . . Sehr oft ist das, was als Intelligenz aussieht, nichts anderes als Geschicklichkeit und Gewandtheit, die Dummheit zu verbergen, ja manchmal ist die Intelligenz nichts anderes als das letzte Reduit der Dummheit .. »

*

Der Dritte der Vier ist der Privatdozent und Biologe Michael Glanzmann. Er ist jüdischer Abstammung und leidet selbstverständlich unter der unmenschlichen Verfolgung seiner Glaubensbrüder in Deutschland. Wie alle seine schweizerischen Glaubensbrüder unterzieht er sich willig und selbstverständlich seiner soldatischen Pflicht. Neben einem Glanzmann haben die Wyler, Heim, Goldmann und wie sie sie alle heissen, freudig und kameradschaftlich neben ihren christlichen Mitbürgern und ebenso gut wie sie ihre vaterländische Pflicht erfüllt und sie hätten es im gegebenen Falle gehalten wie ihr Glaubensgenosse Glanzmann, der, die Berufung an eine amerikanische Universität in der Tasche, in einer Soldatenstube auf einem Böglein Feldpostpapier die Antwort mit Tintenstift geschrieben: «Er könne nicht kommen, er müsse auf die Wache. Unterzeichnet mit Füsilier Glanzmann, Füs. Kp. 3/269.» So ehren und lieben die Schweizer Juden ihr Vaterland, weil sie «das wohlgelungene Modell darstellt, welches die Funktion

der Vernunft im Unternehmen eines würdigen Zusammenlebens der Menschen bewies – eine echte Zelle der Humanität, wert, dass man sie schützte, und um jeden Preis des Opfers.»

Der letzte der Vier ist der prächtige Arzt Dr. Loriol, der im Mittelpunkt der Ereignisse steht, seine Kameraden, sein Volk, die Geschehnisse mit eleganter Sprache beleuchtet und von seinen Soldaten sagt, was wir bereits auf Seite 56 zitiert.

* * *

Meinrad Inglin hat in seinem breitangelegten Roman «*Schweizerpiegel*»*) unsere Armee der Jahre 1914-1918 in faszinierenden, teils aber auch übertrieben negativen Bildern geschildert. An Hand aller damaligen Begebenheiten, verbunden mit dem Schicksal einer ganzen Familiensippe, hat er das Eigentümliche und das Schicksalhafte unseres Schweizervolkes in den damaligen Jahren in einem grossen, weitausgreifenden Gemälde festgehalten, dabei aber wie gesagt aus irgend einem Ressentiment heraus mit ätzender Kritik am sogenannten Bürgertum und an der Armee nicht gespart. Es ist hier nicht der Ort, um zum ganzen Romane Stellung zu nehmen. Wir wollen uns auch nur mit den erfreulicherweise überwiegenden positiven Werten beschäftigen und Paul Ammann und seine desparaten Kameraden nur kurz erwähnen, umso mehr, als am Schlusse des Romans auch ein Paul Ammann zur Vernunft zurückkehrt, wohl deshalb, weil das viel geschmähte Bürgertum doch immer wieder aufbauende, kulturfördernde, sozialausgleichende und humane Kräfte wach und frei werden lässt. Die prächtige Porträtierung Willes und v. Sprechers haben wir bereits gelesen, manch andere, vom Oberstbrigadier Ammann bis zum letzten Soldaten, kommen hinzu und fügen sich zu einem bunten, lebendigen Bild unserer damaligen Armee, mit ihren glänzenden Typen und ihren wenigen Versagern.

*

Einer dieser wenigen Versager ist eben dieser Paul Ammann. Er trägt zwar einen schmalen Doktorhut auf seinem Kopfe, findet sich aber im Leben deswegen doch nicht zurecht und muss im Militär erst recht versagen. Nicht vor allem seiner Vorgesetzten und des Dienstbetriebes wegen, sondern ganz

*) Die zweite, überarbeitete Fassung ist soeben Ende November auf Dünndruckpapier erschienen.

einfach gemäss seiner negativ eingestellten Natur. Glücklicherweise hat der Schreibende und viele Tausende seiner Dienstkameraden den Aktivdienst 1914-1918 nicht so erlebt, wie unser Füsilier Paul und sein unglücklicher und lebensuntüchtiger Kamerad Albin. Sicher traf man dann und wann auf einen versagenden, übereifrigen Kompagniekommandanten, wie er uns in der Gestalt des Hauptmanns Brändli geschildert wird, man traf auch auf andere unfähige Offiziere und Unteroffiziere, man konnte zeitweise den «Cafard» bekommen, wenn der Dienst mit seinem täglichen Einerlei zu eintönig und verblödend wurde, ein Fluch konnte sich entringen, wenn die Märsche mit schwerer Packung und auf staubigen und kotigen Jurastrassen auf 100 Kilometer pro Tag hinaufgeschraubt wurden, es gab zugegebenermassen im Jahre 1918 revolutionierende Füsiliere wie die Bär, Burkhardt, Keller, Kuhn, Pfenninger, Staub und wie alle diese desparaten Kerle in der Gruppe und im Zuge Pauls hiessen, daneben aber gab es jene tüchtigen und tadellosen Offiziere und Unteroffiziere, jene pflichtgetreuen, säubern und tapfern Soldaten in überwiegender Mehrheit, geführt von einem integren und intelligenten General, von berufstüchtigen Divisionären, die sich im Ernstfalle alle bewährt hätten. Ein Steinbuch, ein Gertsch, ein Wildbolz, ein de Loriot, ein Schiessle waren keine eingekleideten Puppen oder menschliche Unholde, sondern Führer- und Männergestalten, jeder nach seiner eigenen Prägung.



Die militärischen Erlebnisse Fred Ammanns sind anderer Natur als diejenigen seines Bruders Paul. Er leistet vorerst Dienst als Korporal im gleichen Bataillon, aber in einer andern Kompagnie, zur vollen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten wie seiner Untergebenen, weshalb ihm seine Soldaten dermassen entgegenkamen, «dass ihm kaum viel zu tadeln übrigblieb.» Er lässt seine Gruppe auf Befehl seines Kdt. Einzelausbildung üben, «wie alle andern Korporale, das war so befohlen, aber er hütete sich, seine Leute zu tadeln oder anzutreiben, weil sie sonst nämlich so geübt hätten, wie man es ohne Ermüdung höchstens eine Viertelstunde lang tun konnte; es musste aber stundenlang geübt werden.» Inglin erhärtet damit, was ich auf Seite 00 geschrieben habe.

Mit glühendem Herzen und wachem Verstande nimmt Fred Anteil an allen militärischen Geschehen. Wie die alarmierte Kp. in der Nähe der Grenze eine Bereitschaftsstellung bezieht, da zufolge verschiedener Meldungen französische Truppen zum Einfall in die Schweiz bereitstanden,

verteilt Fred Ammann «klopfenden Herzens» seine Leute auf der Grabenlinie und «spürte zugleich den pochenden Drang seines eigenen Blutes, doch er zwang sich mit grimmiger Freude eben jetzt zum ruhigsten Lächeln.» Er erlebt beim Hören der Maschinengewehrsalven und des Gewehrknatterns zum ersten Male das Wort «Krieg». Er ist von abenteuerlicher Lust und höchster Spannung erfüllt, bereit zum Kampf. Und nun lesen wir den prächtigen Satz Inglin: «Es war die Haltung des Verteidigers, einer jener menschlichen Grundhaltungen, die sich in tausend Jahren kaum ändern, wohl aber, trüchtigt von ungezählten Erlebnissen, als heimlich kraftspendende Bilder über die Wirklichkeit hinauswachsen. Wie er hier mit der Waffe dem Eindringling auflauerte, so hatte der Eidgenosse sich zu jeder Zeit dem Feind entgegengestellt. Jetzt war er, Fred, an der Reihe, Fred und seine Generation, und er wusste es bis in jene Seelentiefe hinab, die unsere ältesten Erbteile birgt.»

Im Soldatenkleide wird sich Fred so recht bewusst, wie tief er Heimat und Volk liebt, und dass man «dieser tiefbegründeten, wärmenden Wirklichkeit» nicht entlaufen konnte. In seiner klingenden und farbenreichen Sprache schreibt Inglin über die Heimat: «Man blieb in ihr hängen, was man auch tat, und sie hing an uns, wie weit man auch lief, ja, sie hing uns umso inniger an, je mehr Gefahr und Unbill man zu bestehen hatte.» So schaut Fred seinen pickelnden und grabenden Soldaten zu, er sieht sie jetzt in dieser wärmenden Wirklichkeit, worin sie als Menschen wurzelten, Sympathie für sie alle ergriff ihn, ja ein Gefühl der Liebe. Sie werden ihm ebenfalls zur Heimat.« Sie waren ihm nie fremd gewesen, wie seinem Bruder Paul, doch so herzlich hatte er ihr Menschliches kaum je bedacht.»



Inglin tönt es hier an, wie unsere Armee das auseinanderstrebende Volk immer wieder einigte, Gesellschaftsschranken niederriss, Vorurteile beseitigte, Welsch und Deutsch einander näher brachte – kurz den Sinn tiefster und aufopferndster Kameradschaft pflanzte, den Sinn für gegenseitiges tapferes und selbstloses Dienen. Mochte der Bruderzwist im Frühjahr 1916 anlässlich der sogenannten Oberstenaffäre leidenschaftlicher als je wüten, «in der Armee war man indessen entschlossen, einen Wehrmann nie als feindlichen Bruder, sondern immer nur als Kameraden anzusehen. Dieser Entschluss, die natürliche Folge des gemeinsamen Wehrwillens, der gemeinsamen Leistung und der Einsicht in die Lebensnotwendigkeit dieser Haltung, durchdrang

fast jeden Soldaten mehr oder weniger.» Diese innerste Grundeinstellung bringt es auch fertig, dass die Truppe nach einem achtmonatigen Aktivdienst beim Vorbeimarsch der Division vor General Wille, «vergass, was sie bedrückt und geärgert hatte, und wieder stolz wurde auf ihre kräftige Wehrgemeinschaft und über ihre acht harten Monate eine heimliche, aber lebhaft genutzte empfand». Diese männliche und soldatische Grundeinstellung legt dem Korporal Fred Ammann, wie seine Soldaten von einem «schlaffen und specknackigen Zivilisten» angeödet werden, folgende trübe Worte in den Mund: «Sie verstehen einen Dreck von allem dem. Wir sind bereit gewesen, das Leben einzusetzen, und sind es jetzt noch. Dass wir es nicht tun dürfen und trotzdem ausharren müssen, das verlangt von jedem Soldaten mehr Opfersinn als Sie in ihrem ganzen beschissenen Leben aufgebracht haben. Lieber kämpfen und meinestwegen auch sterben, als monatelang weder leben und sterben können! Und übrigens sind wir immer noch da und sorgen dafür, dass Sie hier ruhig herumschlitteln können! Sie Maulaffe! Abfahren!» Die letzte Titulatur gehörte doch dazu, nicht wahr? Sie gab Luft in den bedrängten und schwer atmenden Brustkorb und half immer, die Griesgrämigkeit in der Truppe zu beheben.

Fred Ammann wird als Leutnant einem andern Regiment zugeteilt. Wir folgen ihm in den Tessin, begleiten ihn auf Patrouillengängen, in die «Schlacht», auf dem Rückmarsch und beim Verlad der ganzen Division, da starker Schneefall eingesetzt hatte, wir sind mit ihm in der Rekrutenschule, wo er seinen Grad abzuverdienen und sich mit Jungburschen herumzuschlagen hatte und treffen ihn wieder in Solothurn, freuen uns an seiner Bekanntschaft mit Margrit Mäder, einer weiblichen Gestalt, die dem Roman den bis dahin fehlenden Schmelz und die goldene Umrahmung gibt.

In einem prächtigen Gemälde – ein Kriegsberichtersteller könnte es nicht meisterhafter – schildert uns Inglin den Aufmarsch der Armee im Ablösungsdienste 1916/17, nach Westen, wobei drei Divisionen alarmiert wurden, die sich auf allen zur Verfügung stehenden Strassen und Wegen gegen die Westgrenze wälzten. Wie eindrücklich doch das Bild des an seinen Truppen vorbeigaloppierenden Divisionärs: «Ein mächtiger Reiter, das bärtige, strenge Gesicht dem Sturme darbietend, mit der schweren Gestalt aufrecht und ruhig der Bewegung des starken Pferdes folgend, mit dem er unter dem flatternden Mantel verwachsen schien.» Wie eindrücklich die Schilderung des Bataillons auf dem Marsche in dunkler Nacht und bei eisigem

Winde, diese Kolonne in stumpfer Geschlossenheit, eine «müde, schläfrige Masse, die sich wie durch einen dunklen, schmutzigen Tunnel gleichmässig fortbewegte.» Nach einem rücksichtslosen Gewaltmarsch hat Fred oberhalb des Doubs in Erwartung grosser entscheidender Ereignisse, Gelegenheit, an seine Vorgesetzten zu denken und sich alle seine Hoffnungen auszumalen. Wir lesen durch die Straffheit der Sprache und die Konzentration des Bildes, einen Höhepunkt des Romans und eine prägnante Schilderung der obern Chargen: «Er dachte an Hartmann (den Brigadekommandanten), der jetzt gewiss voller Angriffslust gesammelt und wachsam zwischen den Regimentern stand und die Stunde seiner Bewährung schlagen hörte, an Bosshart, den Divisionär, der wohl dahinten in einer Hütte Meldungen entgegennahm, das Ohr am Feldtelephon, die grimmig entschlossenen Augen auf der Karte, an den General selber, der zuverlässig mit gesammelter Kraft alle Fäden in der Hand hielt.» Er sucht sich die aufmarschierten Divisionen vorzustellen, «eine wohlorganisierte, planvoll geleitete Armee von vielleicht hunderttausend Männern, die mit ihren Kanonen, Gewehren und Bajonetten in diesen Wäldern lagen, alle erwartungsvoll schweigend und voller Bereitschaft zum Kampf.» Und er selber steht da, erfüllt von einem höchsten Lebensgefühl, «in den ehrlichen Augen und auf dem magern, braunen Gesichte unter dem grau verhüllten Käppi den beherrschten Abglanz seiner Empfindung und seiner Heiterkeit.» Wie ein Bildhauer hat Inglin Seele und Körper des jungen Leutnants gemeisselt, als Ausdruck und Inbegriff echten schweizerischen Soldatentums.

*

Mit vibrierender Feder schildert uns Inglin auch die äusserst bewegten Generalstreikstage in Zürich, die vom Militär immer grössere Grippeopfer forderten, aber dank der Zuverlässigkeit der Truppe bald in sich zusammenbrachen. Mit aller ihm zur Verfügung stehenden Darstellungskraft formt der Schriftsteller seine Seiten hierüber zu einem gewaltigen Geschichtsgemälde, das die schmerzlichen Ereignisse in Erinnerung ruft. Im 2. Band seines Werkes «Alles in Allem» hält Guggenheim diese Tage ebenfalls fest. Währenddem wir aber bei Inglin, in die Ereignisse hineingesetzt, den heissen Atem der revolutionierenden Menge spüren, die Luft der Kaserne, den schweren Dunst nasser Kaputte riechen, den Herzschlag der diensttuenden Truppe hören, sitzen wir bei Guggenheim quasi an einem Fenster des Zunfthauses zur Waag und sehen uns die sich unten auf dem Platze abspielenden Auftritte ruhig an.

Schliessen wir unsere Betrachtungen über den Inglinischen «Schweizer-
spiegel» mit seinen wahrhaft grossen vaterländischen Bekenntnissen. Nach
Abbruch des Generalstreikes unterhalten sich Leutnant Fred Ammann und
der Bataillonsarzt René Junod über das Wesen unseres Staates, der Deutsch-
schweizer mit dem Welschen. Für beide ist «die Anerkennung einer so man-
nigfaltigen und vielfach gegensätzlichen Lebensfülle dieses Staates ein gei-
stiges Prinzip.» Sie erkennen den «Bundesstaat vorwiegend als ein Werk der
Vernunft, der Einsicht, der Toleranz, als ein Werk des Geistes, den volks-
haften Lebensreichtum aber, den er umschliesst, als vorwiegend ein Werk
der Natur, als ein Gebilde gemeinsamer Natur und Geschichte und beruhend
auf einer seelischen Verwandtschaft des Volkes.» Oberstdivisionär Bosshart
aber spricht es in klarformulierten Worten aus: «Dieses geistig geräumige,
ausserordentlich tolerante demokratische Staatswesen ist das denkbar klügste,
was sich eine so gemischte Gesellschaft wie unser Volk im Laufe der Jahr-
hunderte erschaffen konnte . . . Dieser Staat, wie alles hochkultivierte Men-
schenwerk, erträgt keine extremen Lösungen und eignet sich schlecht als
Tummelplatz für Unmündige, er ist im Gegenteil auf Mass und Gleichge-
wicht angewiesen. Die Schweiz ist ein Land für reife Leute.»

Diese Sätze sind wohl das schönste, was je über unser Staatswesen ge-
schrieben wurde – sie entstammen der Feder eines grossen Eidgenossen. Die
Aufgaben, so schreibt Inglin weiter, die dieses Staatswesen an uns stellt,
sind gross. Es verlangt Verzicht «auf das verlockende, von prächtigen Vor-
stellungen begleitete Machtgefühl, es verlangt Bezwingung und Bescheidung,
ein weises Masshalten und eine Wahrung des Gleichgewichtes in allen öffent-
lichen Belangen.»

* * *

Heer, Guggenheim, Inglin, auch Robert Faesi mit seinem Füsilier Wipf
haben nicht nur wesentlich zur Bereicherung unserer schweizerischen Lite-
ratur beigetragen, sondern jeder hat auf seine Weise den tiefem Sinn unseres
Bürger- und Soldatentums und die seelische Struktur der schweizerischen
Gemeinschaft klar und männlich durchleuchtet. Dafür seien wir ihnen
dankbar.

Aber auch der eigentliche Dichter soll zum Schlusse noch zu Worte kom-
men. Im Verlag Rascher & Cie. erschien 1917 ein schmales aber gewichtiges
Bändchen Gedichte, betitelt: «Stille Soldaten». Ihr Verfasser ist Konrad
Bänninger. Zwei Gedichte mögen unsere Ausführungen krönen und das
Bild schweizerischen Soldatentums abrunden.

Der General

Der Jura silbert herbstlich auf,
Die Strasse windet Stauf um Stauf –
Ein weites Tal hält uns im Arm,
und Sonne überfällt uns warm.

Es ist noch weit, es wird noch hart,
noch mancher Stachel aufgespart –
uns bellt der Krieg ans Knie, ans Knie:
und manche Angst im Dunkeln schrie.

Da zuckt's und rauscht: der General!
und jedem wird der Atem schmal.
Ja, einer lenkt das schwache Heer.
Wir sind sein Hammer, sind sein Speer.

Die Ecke dort – der goldne Streif –
die Nacken werden steil und steif:
und strotzend hoch im Jugendrot
ziehn wir nach altem Korn und Schrot.

Sein ungeheures Angesicht
erschreckt uns nicht, erschreckt uns nicht:
und aus dem schweren Munde tönt
ein tiefes Wort, das uns versöhnt.

Schildwache

Mit dir, Gewehr, steh ich allein,
verwachsen sind wir Fleisch und Bein –
uns trennt kein Sturm und keine Wut:
ich schenke dir mein rotes Blut.

Schwer ist die Erde ausgestreckt
und lauernd mancher Feind versteckt.
Nicht scheuen wir die Finsternis:
Wir halten sie mit Hieb und Riss.

Die Kameraden schlafen all,
vergessen Tod und Donnerhall.
Wir sind bewehrt, wir sind bereit,
wir schützen ihre Freundlichkeit.

Ihr alle dort, geliebt und braun,
Dürft friedlich in die Sterne schau:
Wir funkeln hier am dunkeln Pfad,
Gewehr, mein Feuerkamerad.

Wir sind nicht zornig, nicht beglückt,
nur treulich auf die Welt gebückt –
was kränkend schwillt aus ihrem Schoss,
zerschmettern wir erbarmungslos.

6. Rudolf Minger

Persönliche Erinnerungen anlässlich seines Todestages
23. August 1955

Mit dem Tode von alt Bundesrat Rudolf Minger hat unser Land einen Eidgenossen seltener Prägung und Urwüchsigkeit verloren. Auch seine einstigen politischen Gegner werden dies zugeben müssen, sie, die diesen kleinen, untersetzten Feuergeist anfänglich gar nicht gerne sahen.

Mit der Gründung der Bauernpartei 1919, die sich in den folgenden Jahren zur Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei ausweitete, hatte Minger dem bernischen Freisinn einen ausserordentlich starken und schmerzhaften Hieb versetzt. Dieser Hieb war allerdings notwendig, denn die Berner Freisinnigen standen damals unter einem sehr links gerichteten Beamtenklüngel und verfügten nicht über die Geschlossenheit und die Macht, um gegen die damalige sehr revolutionäre Kienthaler Oligarchie auftreten zu können.

Einem Grimm, einem Reinhard und anderen mehr, vermochte nur ein Rudolf Minger die Stange zu halten, der mit seiner Urbanität, seiner mundartlichen Rethorik, seinem klarsehenden Willen und seiner «Vernunft des Alltags» das gleissnerische Gebaren der Männer vom Oltener Komitee zu entlarven verstand und im ritterlichen Kampfe, aber mit schneidender Klinge, das Gros des bernischen Bürgertums zu sammeln und mit ihm den Staat Bern vor einer roten, revolutionären und antimilitaristischen Flut zu retten vermochte. Damals wurde der bernische Grosse Rat weit über die Hälfte von Bauern und Gewerblern besetzt, die von nun an mit sicherem Kurs die politischen Entscheide fällten, zugleich auch das Gesicht der Berner Regierung mit fünf Vertretern prägten.

Mit dem Bundesratssitz für Robert Grimm war es aus, da auch im Bundeshaus die Bauern Mingers mit 31 Mannen eingezogen waren und Minger 10 Jahre später, nachdem er 1928-1929 den Nationalrat präsidiert hatte, am 12. Januar 1929 an Stelle von Scheurer zum Bundesrate gewählt worden war, womit zum ersten Male in der schweizerischen Geschichte ein praktizierender Bauer einen Bundesratssitz einnahm.

Und es war gut so. Seine juristischen Kollegen hatten bald einmal Freude an diesem Gotthelfschen Bernergeist. Sie wurden durch ihn wieder erdebundener und in ihren Entschlüssen sicherer. Mit fester Hand übernahm der

ehemalige Kommandant des Inf.-Regimentse 15 die Leitung des Militärdepartementes. Nach zäher Berner Art schmiedete er die Armee für den kommenden General Guisan, der ihm ein treuer Freund wurde. In unzähligen kontradiktorischen Versammlungen im Schosse der sozialdemokratischen Partei und der roten Gewerkschaften, aber auch in bürgerlichen Versammlungen, wo es ebenso nottat, klärte er auf, riss er hin, begeisterte er und sorgte derart dafür, dass auch der Schweizer Arbeiter sein vaterlandtreues Herz zeigen und mit Freude seinen Tornister wieder buckeln durfte, dass der Angestellte, der Bauer und der Student wieder beherzter zu ihrem Karabiner griffen und das eidgenössische Ehrenkleid im Kurse stieg.

Diesen Bauernvertreter, mit seinem Witz und Humor und seiner schlagfertigen Zunge, die so frisch und ungezwungen von der Leber sprach, konnte man allerdings nicht als Kapitalisten und kleinlichen, spießserhaften Bourgeois abtun. Dafür trug er einen zu dicken Kittel und waren seine Hände zu schwielig. Sie führten zu Hause Pflug und Egge, Pferde- und Ochsenge-spann. Sie verstanden zu arbeiten. So trugen Hand- und Geistesarbeit ihren Segen und betrat man in Schüpfen das heimelige, einfache Arbeitszimmer, so umwehte einem der Geist eines wirklichen Volksmannes, zu dem begreiflicherweise auch der Stumpen gehörte.

Im Bürgerhaus zu Bern tagten jeweils die Mannen seiner Partei und immer empfing frenetischer Beifall den Parteipräsidenten, wenn er zum Rednerpult trat und seine mit Salz und Pfeffer und einem Körnchen Humor gewürzten, eindeutigen und zielsicheren Ansprachen hielt. Das ganze Schweizervolk fing an aufzuhorchen und sympathisierte bald einmal mit seinem populären Bundesrate, den es als einen der seinen erkannte.

Einem spätern Historiker wird es vorbehalten sein, das Gesamtwirken Mingers festzuhalten. Es war derart mannigfaltig, dass es hiefür ein Buch brauchen wird, da darin zugleich die wichtigen Jahre schweizerischer Geschichte von 1919 bis 1939 enthalten sein werden. Eines aber möchte ich bei dieser Gelegenheit festhalten. Minger ist sich als Mensch immer gleich geblieben. Seine ihm zugefallenen Ämter beeindruckten ihn wenig. Sie waren ihm im Kanton von seinen Getreuen, im Bundeshaus von den Einsichtigen anvertraut worden. Dies freute ihn, machte ihn aber nicht stolz. Darin glich er dem Zürcher Demokraten Forrer. Wie dieser arbeitete er unter Verantwortung und einmal im Bundesrate, einzig für das Wohl seines heissgeliebten Schweizerlandes und dessen Bevölkerung. Wem er die Freundeshand reichte, wurde reich beschenkt. Männerfreundschaft hielt er sehr hoch, sein grader Sinn konnte keine Falschheit dulden. Die schweizerische Bauern-

same hat ihm viel zu verdanken. Er ist unerschrocken für ihre vitalsten Interessen eingestanden, ohne aber, im Gegensatz zu andern Führern, sie zu fanatisieren. Er wollte seinen Bauern nicht nur materiell, sondern auch seelisch helfen. Des Himmels Bläue sollte ihnen nicht aus den Augen verloren gehen. Der Bauer sollte Erd und Gott verbunden bleiben.

Noch eines, für Minger recht Typisches. Die früheren Chefs des eidg. Militärdepartementes trugen bei Inspektionen immer die Uniform eines Korpskommandanten. Oberst Rudolf Minger nie. Er war zuviel Soldat, als dass er sich mit einem Range bekleidet hätte, der ihm nicht zugehörte. Dafür war es eine Freude, den forschen Reiter im adretten Zivil anzug und mit der schwarzen Melone, früher Coks genannt, dahergaloppieren zu sehen. Er durfte mit Genugtuung der Truppe in die Augen schauen, er hatte sie neu gekleidet, neu formiert, neu ausgerüstet; manche schlaflose Nacht hatte es gekostet, aber jetzt stand sie da, eine moderne Armee, die sich denn auch in den Jahren 1939-1945 aufs Beste bewährte. Rudolf Minger hatte seine Pflicht erfüllt. Er durfte 1940 ruhig abtreten, sein Freund Guisan bürgte für die Erhaltung seines Werkes.